

Deutscher Reporterpreis 2012

Kategorie

„Bestes Interview“

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Feldenkirchen, Markus, „Das Schicksal ist doof“ S. 5
- 2) Feldenkirchen, Markus/Pfister, Rene, „Viel Zeit bleibt nicht mehr“ S. 25
- 3) Gorris, Lothar/Röbel, Sven, Geständnis eines ewigen Hippies S. 37
- 4) Luik, Arno, „Ich wünschte, die Linke hätte viele solcher
Zerstörer wie mich!“ S. 63
- 5) Martens, Michael, „Die Serben durften nicht entscheiden,
wo sie leben wollen“ S. 79
- 6) Michaelsen, Sven, „Mit dem Wort Glück hab ich wenig am Hut“ S. 95
- 7) Oehmke, Philipp, „Abschalten, Digger“ S. 107
- 8) Stefanidis, Alexandros, „Man müsste dringend mit den Griechen
sprechen“ S. 117
- 9) Taube, Dagmar von, „Will mich denn überhaupt jemand
verstehen?“ S. 151
- 10) Uslar, Moritz von, 99 Fragen an Harry Belafonte S. 175

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

„Das Schicksal ist doof“

Philippe Pozzo di Borgo, dessen Geschichte in „Ziemlich beste Freunde“ verfilmt wurde, und Samuel Koch, der bei „Wetten, dass ...?“ verunglückte, diskutieren ihre Einsamkeit und ihre Sehnsüchte und erzählen Behindertenwitze

Markus Feldenkirchen, Der Spiegel, 16.07.2012

Am Vorabend die erste Begegnung der beiden in einem Münchner Hotel. Samuel Koch und Philippe Pozzo di Borgo haben sich zum Essen verabredet, nebenbei läuft das Fußballspiel Deutschland gegen Italien. Sie reden viel, lachen miteinander, haben sich eine Menge zu sagen – trotz des Altersunterschieds von 37 Jahren und trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft. Zwei Männer, denen das Schicksal den gleichen herben Schlag versetzt hat.

Philippe Pozzo di Borgo, 61, dessen Autobiografie die Vorlage für den Kinohit „Ziemlich beste Freunde“ lieferte, entstammt dem alten französischen Adel und wurde, wie er sagt, „mit einem silbernen Löffel im Mund geboren“. Als Sprössling der Herzöge Pozzo di Borgo und der Marquis von Vogüé wuchs er in Schlössern und Herrenhäusern auf. Er besuchte die besten Schulen Frankreichs und arbeitete zunächst als Manager bei Moët & Chandon, später als Geschäftsführer der ebenso berühmten Marke Pommery. Ein Champagner-Leben.

1993 stürzte er im Alter von 42 Jahren beim Paragliding vom Himmel und brach sich das Rückgrat. Er sei an diesem Tag unkonzentriert gewesen, erklärt er später zur Ursache des Unfalls. Er habe in der Schweiz eine Tochtergesellschaft schließen, zahlreiche Mitarbeiter entlassen müssen und sich in keiner guten Verfassung befunden. Drei Jahre später starb seine Frau Béatrice nach langjähriger Krankheit an Krebs. Pozzo di Borgo versank in Depressionen, aus denen ihm sein durch den Film

bekannt gewordener Pfleger mit unkonventionellen Methoden heraushalf. Heute lebt Pozzo di Borgo mit seiner zweiten Frau Khadija in Marokko – weil das Klima seinem Körper guttut.

Pozzo di Borgo hatte ein Hobby, das er ebenso zu beherrschen glaubte wie Samuel Koch den Umgang mit seinen „Powerriser“ genannten Sprungstelzen. Während Philippe mit seinem Gleitschirm durch die Luft schwebte, rauchte er selbstgedrehte Zigaretten und hörte laute Musik aus dem Walkman.

Koch, 24, war von klein auf ein Bewegungsfreak, begann mit sechs Jahren mit dem Leistungsturnen, später gab es kaum eine Sportart, die er ausließ, auch Bungee-Jumping probierte er aus. Kurz bevor Koch am 4. Dezember 2010 in der Sendung „Wetten, dass ...?“ mit dem Kopf gegen das Dach eines Autos prallte, hinter dessen Steuer sein Vater saß, hatte er den Plan für sein Leben gefunden. Die Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover hatte ihm einen ihrer begehrten Plätze gegeben. Die Wette, über die schon seit Monaten mit dem ZDF verhandelt wurde, sei ihm plötzlich weniger wichtig gewesen, schreibt Koch in seinem Buch „Zwei Leben“. Trotzdem habe er die Vereinbarung so kurzfristig nicht mehr aufkündigen wollen. Er sei eben harmoniebedürftig und könne schlecht nein sagen.

Beide sind sogenannte Tetraplegiker, ihre Lähmung betrifft alle vier Gliedmaßen. Bewegen können sie nur den Kopf, und auch das nur eingeschränkt, Koch hat zusätzlich noch ein wenig Kontrolle über die rechte Hand. Es ist eine der schlimmsten Formen der Querschnittslähmung.

Als die beiden nach dem Essen zurück auf ihre Hotelzimmer rollen, kommt es vor dem Fahrstuhl zu einem Duell der Höflichkeit. Da der Aufzug nur für einen Rollstuhl Platz bietet, wollen beide dem anderen den Vortritt lassen. Eine Pattsituation. Schließlich bereitet Samuel Koch dem Zaudern ein Ende, fährt mit seinem Elektrorollstuhl auf Pozzo di Borgos Rollstuhl zu und verpasst diesem einen kleinen Schubs. Wie beim Autoscooter.

„Wir sind müde“, sagt Pozzo di Borgo, als er am nächsten Morgen in den Raum für das Interview geschoben wird. Auch Samuel Koch klagt über Müdigkeit. Sie hatten keine ruhige Nacht, lagen schmerzgeplagt wach, wie so oft. „Lassen Sie uns

schnell beginnen und die Zeit nutzen.“ Die Rollstühle werden so positioniert, dass sich beide bequem ansehen können, ohne den Kopf zu stark zur Seite drehen zu müssen. Daneben eine Französisch-Dolmetscherin. „Bei uns weiß man nie, wie lange der Körper mitmacht“, sagt Pozzo di Borgo. „In dieser Hinsicht sind wir Tetraplegiker unberechenbar.“ Er lächelt.

Herr Koch, mochten Sie den Film „Ziemlich beste Freunde“?

Koch: Ja, natürlich. Das kann aber auch daran liegen, dass ich indirekt irgendwie etwas mit dem Thema zu tun habe.

Zeigt der Film ein realistisches Bild vom Leben eines Querschnittsgelähmten?

Koch: Ich habe vieles wiedererkannt. Bei Stellen aber, wo es im Alltag kritisch, kompliziert und unschön wird, wurde im Film geschickt geschnitten. In einer Szene etwa steht der Protagonist Philippe vor dem Flugzeug, dann zack, Schnitt – plötzlich sitzt er gestriegelt im Flieger. Oder was die Klamotten betrifft, zack, Schnitt – plötzlich ist man umgezogen. Ich wünschte, das ginge tatsächlich so schnell. Aus meiner Erfahrung kann das schon mal eine halbe Stunde dauern.

Welche Szene hat Ihnen besonders gefallen?

Koch: „Keine Arme, keine Schokolade“, dieser Satz, den Philippes Pfleger sagt, während er ihm Schokolade vors Gesicht hält, hat mich sehr amüsiert. Zumal ich ähnliche Kommentare ebenfalls von engen Freunden oder meiner Familie zu hören bekomme.

Ist das nicht grausam und gemein?

Koch: Ja, vielleicht beides. Aber ich finde das lustig. „Keine Arme, keine Schokolade“ – so ist es nun mal. Warum soll man die Dinge schöner reden, als sie sind?

In welchen Sequenzen konnten Sie sich außerdem wiederfinden?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Koch: Besonderen Eindruck hinterließ bei mir auch die Szene, als Philippe vor Schmerzen nachts aus der Haut fährt, wie er sich verkrampft und sich förmlich im Bett wälzt, innerlich, weil er sich äußerlich nicht wälzen kann, bis ihn dann sein Pfleger einfach packt und mit ihm durch die Stadt zieht, um ihn abzulenken. Solche Nächte voller Schmerzen erlebe ich ebenfalls oft. Glücklicherweise gab es auch Freunde oder Pfleger, die sich dann, ähnlich wie im Film, nicht zu schade waren, mich nachts um drei noch an den Strand zu tragen.

Herr Pozzo di Borgo, wie haben Sie vom Schicksal Samuel Kochs erfahren?

Pozzo di Borgo: Ein deutsches Fernseheteam besuchte mich in Marokko, wo ich lebe. Sie erzählten mir von Samuel und baten mich, ein paar Worte des Trostes an Samuel in die Kamera zu sprechen.

Dann hatten Sie das Bedürfnis, direkt mit Samuel in Kontakt zu treten, Sie telefonierten ein paarmal. Was besprechen Sie miteinander?

Pozzo di Borgo: Wir tauschen Neuigkeiten aus, Tricks für unser Geschäft, für unseren Job in der Querschnittsbranche. Wissen Sie, wir haben einen herausfordernden Job, der sehr spezielles Training erfordert. Da ist es hilfreich, sich über die Kniffe auszutauschen.

Koch: Als ich Philippe gestern Abend zum ersten Mal traf, war das sehr angenehm. Er weiß genau, was es bedeutet, zum Beispiel von Phantomschmerzen gequält nächtelang wachzuliegen. Er weiß, was es heißt, nicht selbständig atmen zu können, und wie es sich anfühlt, abgesaugt zu werden und nicht sprechen zu können. Er hat all das schon durchgemacht, was ich erlebt habe oder noch erleben werde. Irgendwie war dadurch ganz schnell eine gewisse Vertrautheit da. Das können andere Menschen wohl eher schlecht nachempfinden.

Was können Sie von Philippe lernen?

Koch: Schon in der Rehabilitationsklinik wurde mir eingebläut: Samuel, du darfst nicht immer so höflich und freundlich sein. Scheuch die Leute ruhig rum. Es geht schließlich um dein Leben. Das widerspricht aber meinem Naturell. Als ich gestern Abend also erstmals Philippe sah, bemerkte ich gleich, wie liebevoll er zu den

Menschen in seiner Umgebung ist. Und in seiner scheinbaren Hilflosigkeit dennoch hilfsbereit. Ich habe ihn gefragt, ob er nie unfreundlich war. Nein, sagte er, kein einziges Mal in den 19 Jahren im Rollstuhl. Seine Begründung war pragmatisch: Wir brauchen die Leute um uns herum, wir sind auf sie angewiesen, sagte er. Deshalb sei es klüger, freundlich zu ihnen zu sein. Das war für mich eine ganz wichtige Bestätigung, ein Paradebeispiel und der Beweis: Es geht doch. Man darf ruhig freundlich sein, es hilft einem sogar.

Was können Sie Samuel mit Ihrer fast 20-jährigen Erfahrung als Gelähmter noch vermitteln?

Pozzo di Borgo: Ach, ich glaube, Samuel muss ich gar nichts groß vermitteln. Viel lieber würden wir Ihnen etwas vermitteln, Ihnen und allen anderen Nichtbehinderten.

Nur zu.

Pozzo di Borgo: Ich finde, dass nicht nur wir Behinderte freundlich sein sollten. In Wahrheit sind alle Menschen voneinander abhängig, wir brauchen uns alle gegenseitig. Wenn die Nichtbehinderten ebenfalls freundlicher wären, zu uns, aber auch untereinander, dann wäre die Welt angenehmer. Freundlichkeit tut allen gut.

Sie waren 42, als Sie mit dem Gleitschirm abstürzten und sich die Wirbelsäule brachen. Wie wären Sie wohl damit klargekommen, wenn Ihnen der Unfall in Samuels Alter widerfahren wäre?

Pozzo di Borgo: Für einen jungen Mann wie Samuel ist es ungleich schwerer, mit so einem Schlag klarzukommen, viel schwieriger als für mich. Ich hatte bereits ein erstes großes Leben gelebt, ein aktives, erfolgreiches Geschäftsleben als Champagner-Manager, 20 Jahre lang. Im Alter von 42 ist es gewiss leichter, mit einem zweiten, ganz anderen Leben fertig zu werden, als mit 23. Ich hatte gewiss mehr Glück als Samuel. Ins Behinderten-Business steigt man besser in einem reiferen Alter ein. Andererseits hat er nun eine höhere Lebenserwartung als ich. Denn je jünger man ist, wenn es einen erwischt, desto besser stellt sich der Körper darauf ein. Ich habe keine Angst um ihn. Frage: Sehen Sie das ähnlich, Herr Koch, dass Philippe mehr Glück hatte?

Koch: Natürlich macht das Alter einen Unterschied. Aber ich glaube nicht, dass man sagen kann, wer von uns jetzt glücklicher oder unglücklicher ist. Schicksalsschläge kann man nicht kategorisieren. Es kommt immer darauf an, wie der Einzelne damit umgeht. Für den einen kann etwa die Trennung der Eltern wesentlich schmerzhafter sein als für einen anderen eine Querschnittslähmung.

Sie hatten sich von Ihren Eltern abgenabelt und ein selbständiges Leben begonnen. Dann kehrten Sie pflegebedürftig zurück. War das von allen ungünstigen Zeitpunkten der ungünstigste?

Koch: Ich stand tatsächlich gerade voller Motivation in den Startlöchern meines Lebens und wurde böse ausgebremst. Zwar ist der Zeitpunkt für so etwas nie günstig, doch das war und ist schon bitter. Aber ich hatte eben auch 20 Jahre lang eine wirklich schöne Kindheit und Jugend und bin dankbar für die tolle Zeit, die ich haben durfte.

Christoph Koch sitzt zwei Meter entfernt auf einem Stuhl, verfolgt das Gespräch und beobachtet Samuel, seine Kopfhaltung, seine Gesichtszüge. Hin und wieder steht er auf und hält seinem Sohn eine Wasserflasche mit Strohalm vor das Kinn, damit er trinken kann. Später massiert er auch Samuels Nackenmuskulatur. Pozzo di Borgo entpuppt sich wie angekündigt als großer Kaffeetrinker; den Kaffee zieht er ebenfalls per Strohalm aus einer Tasse.

Ihren Unfall, Herr Koch, haben Millionen Deutsche live im Fernsehen verfolgt. Die Verfilmung Ihrer Geschichte, Herr Pozzo di Borgo, haben allein in Deutschland über 8 Millionen Besucher gesehen, in Frankreich gar mehr als 20 Millionen. Sie beide zählen damit zu den prominentesten Querschnittsgelähmten Europas. Ist das ein Fluch oder ein Segen?

Pozzo di Borgo: Eher ein Segen. Vielleicht können wir mit unserer Prominenz nützlich für andere Rollstuhlfahrer sein, vielleicht auch für die Nichtbehinderten. Es macht mir nichts aus, der Clown des Systems zu sein – das ist in Ordnung. Ich war

stets überzeugt, dass wir eine Verantwortung tragen – egal in welchem Gesundheitszustand wir sind.

Koch: Für mich ist es beides. Ich fühle mich ja schon unwohl, wenn ich allein in meinem Zimmer im Rollstuhl sitze und mich nicht bewegen kann. Dieses Unwohlsein empfinde ich erst recht, wenn ich nach draußen gehe und von anderen angeschaut werde. Noch schlimmer ist es, wenn ein Kamerablitzlicht auf mich gerichtet ist. Aber wie Philippe sagte: Wenn diese Öffentlichkeit etwas Gutem dient oder eine gewisse Produktivität hat, hilft einem das über die Sinnlosigkeit eines solchen Unfalls ein wenig hinweg, allein dadurch, dass woanders ein Sinn entsteht.

Herr Pozzo di Borgo, fühlen Sie sich auch unwohl, wenn Sie im Rollstuhl liegend von anderen betrachtet werden?

Pozzo di Borgo: Ich war 42, als ich in dieses Ding geriet. Da hat man schon eine gewisse Reife. Es ist mir ziemlich wurscht, was die Leute von mir denken. Es ist doch so: In unserer Gesellschaft rangieren Werte wie Jugend und Leistungsfähigkeit, Sportlichkeit, Dynamik sehr, sehr hoch. Deshalb ist es für viele Menschen schwer zu ertragen, dass wir so verlangsamt sind, dass wir so wenig reagieren können. Die Leute haben Angst vor uns. Das Einzige, was uns bleibt, ist, sie zu verführen, mit dem Lächeln, das wir haben, mit unserem Humor. Wenn der Kontakt einmal hergestellt ist, dann ist der Weg frei. Berührt uns!

Wie machen Sie das, dieses „Kontakt herstellen“?

Pozzo di Borgo: Jedes Mal, wenn eine Frau auf mich zukommt, bitte ich sie, mich zu umarmen. Und Herren bitte ich, mir die Hand zu geben. Das ist ein Mittel, um die Leute zu beruhigen, denn sie haben Angst vor ihrer eigenen Schwäche.

Spüren Sie auch, dass die Menschen unbeholfen mit Ihnen umgehen?

Koch: Ja, klar. Ich versuche da ähnlich zu reagieren wie Philippe. Ich sage dann einfach: „Küssen erwünscht.“ Oder so was in der Art.

Welche Ungeschicklichkeiten erleben Sie im Umgang mit Ihnen?

Koch: Der Klassiker ist die entgegengestreckte Hand, die mir vor dem Gesicht hängt. Die Hand verharrt da und verharrt, bis mein Gegenüber peinlich berührt errötet, weil ihm klar wird, dass ich den Handschlag nicht erwidern kann.

Pozzo di Borgo: In Paris kommt es hin und wieder vor, dass ich auf der Straße aus meinem Rollstuhl falle. Und ich sage dann zu den Leuten: Können Sie mich bitte wieder in meinen Rollstuhl setzen? Doch niemand fasst mich an. Wir müssen meist warten, bis die Feuerwehr kommt. Aber das gehört zu dem, was ich meinen „Job“ nenne.

Koch: Manche Leute reden mit mir, als wäre ich nicht nur körperlich, sondern auch geistig behindert. Die beugen sich zu einem runter und fragen mit extremer Artikulation: „K-ö-n-n-e-n S-i-e d-i-e W-o-r-t-e v-e-r-s-t-e-h-e-n, d-i-e m-e-i-n-e-n M-u-n-d v-e-r-l-a-s-s-e-n?“ – Dann sage ich: Ja, klar. Was ist mit dir los? Wieso redest du so komisch? Das gibt es durchaus, dass man mit so einem Rollstuhl schnell auch eine geistige Schwäche assoziiert. Ich kann mir jedoch kaum anmaßen zu sagen, dass ich das, als ich noch Fußgänger war, besser zu unterscheiden gewusst hätte.

Wie war das bei Ihnen, als Sie noch Fußgänger waren?

Pozzo di Borgo: Ich war so erfolgreich, so schnell, so getrieben, dass ich meine Mitmenschen nicht wahrgenommen habe. Ich habe nicht gesehen, dass es Menschen gibt, die in einem anderen Rhythmus leben. Ich habe die Kopfnuss sozusagen gebraucht, um aufhören zu können, um zu verstehen, was wirklich passiert.

In den Büchern, die Sie beide geschrieben haben, blitzt immer wieder Witz auf, Sie pflegen einen beinahe humoristischen Umgang mit Ihrer Situation. Haben Sie einen Lieblingswitz über Querschnittsgelähmte?

Pozzo di Borgo: Wissen Sie, wo man einen Querschnittsgelähmten findet?

Nein.

Pozzo di Borgo: Dort, wo Sie ihn zurückgelassen haben.

Koch: Ja, der ist gut.

Dürfen Behinderten-Witze nur von Behinderten gemacht werden?

Koch: Nicht unbedingt.

Pozzo di Borgo: Wenn der Witz gut ist, akzeptiere ich ihn, egal wer ihn gemacht hat. Frage: Auch der Film über Ihre Geschichte strotzt vor Selbstironie. „Ich würde mir die Kugel geben“, sagt Pfleger Abdel zu Philippe, und der antwortet: „Auch das ist schwer für einen Querschnittsgelähmten.“ Wie kommt es, dass Sie über Ihr Schicksal lachen können?

Pozzo di Borgo: Der Humor ist auch ein Werkzeug. Wissen Sie, ich habe ständig Angst, dass man mich in meiner Ecke allein sitzen lässt. Da ich Sie mit meiner Körperkraft nicht mehr dazu bringen kann, mir zu helfen, bringe ich Sie eben zum Lachen – spätestens dann werden Sie sich um mich kümmern. Die Flucht in den Humor ist auch eine pragmatische Art, mit unserer Situation umzugehen. Und sie ist besser für alle Beteiligten.

Koch: Es gibt einen deutschen Dichter namens Ringelnatz, der sagte: „Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt.“ Da ist viel dran. Außerdem macht Lachen viel mehr Spaß als Weinen. Mir zumindest.

Sie beide verwenden harte, klare Beschreibungen für den Zustand Ihrer Körper. Sie, Herr Koch, schreiben: „Meine Hände hängen noch herunter wie abgestorbene Tintenfischtentakeln.“ Bei Ihnen, Herr Pozzo di Borgo, liest man die Beschreibung: „Pozzo hat seine Potenz verloren. Er wird zum schiefen Turm von Pisa, immer kippt er zur einen oder zur anderen Seite.“ Warum schreiben Sie so hart über sich?

Pozzo di Borgo: Weil man die Dinge so sagen muss, wie sie sind. Wir sind hier nicht im Kino.

Koch: Die meisten Leute können sich natürlich nicht vorstellen, wie man sich fühlt mit solch kaputten Gliedmaßen, die nur noch herumhängen, oder wie es ist, umzufallen wie ein haltloser Turm. Parabeln oder Metaphern können helfen, anderen zu vermitteln, wie eklig oder grausam die Lage sein kann.

Pozzo di Borgo: Das ist die wichtige Botschaft, die Samuel und ich haben. Man kann sich selbst aus der misslichsten Lage herausbefördern, wenn man sein Schicksal klar benennen kann, wenn man es also angenommen hat. Aber nur dann.

Als Sie Ihren 60. Geburtstag feierten, sagten Sie in einer Ansprache: Man feiere heute „42 gesunde und 18 behinderte Jahre, von denen jedes für sieben zählt, wie bei Hunden“. Wie kommen Sie zu dem Vergleich?

Pozzo di Borgo: Als ich jung und gesund war, hatte ich den Eindruck, dass ich ewig jung sein würde. Seit ich behindert bin, ist jede Sekunde sehr willkommen. Zudem ist es viel anstrengender, ein Jahr lang als Behinderter zu leben als sieben Jahre als Gesunder.

„Hat jemand etwas dagegen, wenn ich die Beine ausstrecke?“, fragt Samuel Koch vorsichtig. Bislang saß er mit angewinkelten Beinen in seinem Rollstuhl. „Ich bitte dich“, antwortet Pozzo di Borgo. „Ich liege doch schon die ganze Zeit bequem hier.“ Seine Schulter zuckt immer wieder, ein äußeres Zeichen für die inneren Schmerzen, die Pozzo di Borgo zu fast jeder Tages- und Nachtzeit plagen. Seinem Gesicht aber sieht man die Schmerzen nicht an, es bleibt die ganze Zeit über freundlich.

Wie sehen Sie das inzwischen: Haben Ihre Unfälle einen Sinn?

Pozzo di Borgo: Wenn es einen Gott gibt, dann ist er in jedem Fall unschuldig. Er hat das nicht gewollt. Es ist Pech, ein Missgeschick, ein Fehler von uns oder ein Unfall, aber es ist auch eine Chance für uns. Wir sind vielleicht ein bisschen auf einem Abweg gewesen, und das ist korrigiert worden. Das wäre eine Art von Sinn. Ich bin wegen meines Unfalls jedenfalls niemandem böse, spreche niemandem Schuld zu, sei es auf der Erde, sei es im Himmel. Ich versuche, das Beste daraus zu machen.

Koch: Philippe antwortet immer so furchtbar intelligent von hinten durch die Brust und doch präzise ins Auge, das gefällt mir gut. Mir erschließt sich der Sinn meines Unfalls leider noch nicht so recht. Aber ich glaube, dass Gott auch auf

krummen Zeilen gerade schreiben kann, beziehungsweise, dass er krumme Wege gerade machen kann und auch ich mir mit der Zeit einen Sinn erarbeiten kann.

Finden Sie es in Ordnung, dass 60 Millisekunden wie bei Ihrem Unfall über ein Leben als Leistungsturner oder ein Leben als Rollstuhlfahrer entscheiden können?

Koch: Nein, das Schicksal ist doof.

Sie sagen, Sie hätten, als Sie bei „Wetten, dass ...?“ auf das Auto zuliefen, Psalm 23 im Kopf gehabt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Sagen Sie heute: Psalmen sind Unsinn?

Koch: Nein, auf keinen Fall.

Kurz nach Ihrem Unfall stellten Sie sich die Frage: „Was wäre, wenn Gott gar nicht will, dass ich wieder laufen kann?“ Was denken Sie heute: Will Gott, dass Sie wieder laufen können?

Koch: Mit Sicherheit will Gott körperliche Unversehrtheit für alle. Allerdings glaube ich, dass er eine andere Prioritätenliste hat als ich. Für ihn sind wohl andere Dinge wichtiger, als dass ich mich bewegen kann – leider.

Wie ist das bei Ihnen, Herr Pozzo di Borgo: Sind Sie durch den Unfall religiös geworden?

Pozzo di Borgo: Vor meinem Unfall hatte ich ein Gravitationszentrum, das sich zwischen meinem Kopf und dem Bereich unterhalb meines Gürtels bewegte. Seit dem Unfall hat sich dieses Zentrum nach oben verlagert, es befindet sich nun zwischen Herz und Himmel. Die Spiritualität ist für mich als Behinderten essentiell geworden. Was das Christentum von vielen anderen Religionen unterscheidet, ist, dass es nicht unbedingt eine göttliche Hand ist, die alles entscheidet, sondern dass Gott uns als freie Menschen will, die ihre Verantwortung annehmen. Es wäre gut, wenn sich das Zentrum der Gedanken unserer Gesellschaft ein wenig nach oben bewegte – vor allem über die Gürtellinie.

Herr Koch, Sie hätten Ihren Sprung bei „Wetten, dass ...?“ sogar mit verbundenen Augen durchgeführt. Sagen Sie im Nachhinein: Ich war zu leichtsinnig, ich habe das Schicksal herausgefordert?

Koch: Nein, ich habe das Schicksal nicht herausgefordert. Jeden Tag machen Leute riskantere Sachen. Ich selbst habe im täglichen Turntraining schon wesentlich unkontrolliertere Dinge gemacht. Vielleicht wäre der Sprung mit verbundenen Augen sogar geglückt. Weil ich mich noch mehr auf den routinierten Ablauf der Übung konzentriert hätte. Aber es ist langweilig, darüber noch nachzudenken.

Pozzo di Borgo: Ich spreche jetzt für mich, nicht für Samuel. Ich habe einen sehr gefährlichen Sport ausgeübt, das Gleitschirmfliegen, einen Risikosport. Unsere Gesellschaft fördert so etwas, wir suchen dieses starke Gefühl, das extreme Erlebnis. Und eigentlich wähnt man sich ja unsterblich und unzerstörbar. Aber die Suche nach diesem starken Gefühl und der Glaube, wir seien unzerstörbar, sind eine Absurdität der modernen Zeit. So ein Unfall bringt die Dinge wieder ins rechte Maß – zum Teil etwas brutal.

Verfolgen Sie die Fortschritte der Rückenmarksforschung, in der Hoffnung, eines Tages wieder laufen zu können?

Koch: Die Hoffnung, irgendwann wieder laufen zu können, möchte ich mir bewahren. Aber ich suche nicht jeden Tag vehement nach neuen Forschungsergebnissen. Philippe hat mir sein Buch mit den Worten signiert: „Stick in the present!“ Ich lebe erst mal im Hier und Jetzt. Obwohl das nicht so leicht ist, die grundsätzliche Frage lautet nämlich: Investiere ich extrem viel Zeit ins Training, in die Optimierung meines Zustands, oder lebe ich komplett im Jetzt und lasse das Körperliche dahinfließen? Im Moment versuche ich einen „Querschnitt“ aus beidem.

Pozzo di Borgo: Samuel ist zwar behindert, aber er ist andererseits auch einer der größten Sportler, die es gibt. Er hat eine außerordentliche Disziplin. Er ist ein Champion. Wir Querschnittsgelähmten sind Champions der Unbeweglichkeit. Wir sind gezwungen, eine große Disziplin an den Tag zu legen. Seit 19 Jahren mache ich Tag für Tag Übungen, ich muss mich ganz diszipliniert ernähren. Das ist unabdingbar notwendig, um sich aufrechterhalten zu können, um zu überleben.

Ist die Hoffnung auf Heilung oder wenigstens Besserung wichtig für Sie, Herr Pozzo di Borgo?

Pozzo di Borgo: Ich glaube nicht, dass ich eines Tages wieder laufen kann. Christopher Reeve, der „Superman“-Darsteller, hatte nach seiner Querschnittslähmung versprochen, dass er binnen fünf Jahren wieder laufen kann. Er hat es nicht geschafft und so viele Leute, gerade auch Behinderte, enttäuscht. Aber er hat Hunderte von Millionen für die Forschung generiert. Samuel zählt vielleicht zu einer der ersten Generationen, die von dieser Forschung profitieren können. In der Nanotechnologie etwa arbeitet man an der Entwicklung von Exoskeletten oder daran, Impulse aus dem Gehirn direkt an die Muskeln weiterzuleiten.

Ist Ihnen jede Form von Forschung willkommen?

Pozzo di Borgo: Man hat mir einmal einen Roboter angeboten, um mich zu füttern. Sie kamen mit der Maschine ins Krankenhaus, und ich habe, um sie zu ärgern, gesagt: „Ich esse nur Erbsen.“ Die Erbsen sind natürlich nie bis zu meinem Mund gelangt. Ich habe die Leute dann gefragt: Wer hat eigentlich den Teller mit den Erbsen auf die Maschine gestellt? Das habe die Frau aus der Küche gemacht, hieß es. Da habe ich gesagt: Ich ziehe diese Frau der Maschine vor. Die Technik darf den Behinderten nicht isolieren, sie darf keine Entschuldigung für die Gesunden werden, nach dem Motto: Wir haben Ihnen eine Maschine hingestellt, jetzt gucken Sie, wie Sie klarkommen.

Sie haben selbst mal den Wunsch geäußert: „Zieht mir den Stecker! Verlangt bloß nichts mehr von mir, ich habe keine Kraft mehr.“ Was war das für ein Moment?

Pozzo di Borgo: Im ersten Jahr gibt es fast immer einen Moment der Entmutigung.

Bei mir kam der richtige Tiefpunkt aber später. Richtig behindert fühlte ich mich erst drei Jahre später, als meine geliebte Frau Béatrice verstarb. Mit ihrem Tod wurde ich plötzlich einsam, und die Einsamkeit ist das Schlimmste. Ich kenne aber auch viele Menschen, die nicht im Rollstuhl sitzen und Selbstmord begehen, weil sie sehr einsam sind, weil sie keinen Sinn gefunden haben. Es sind fast immer die anderen, die

Mitmenschen, die uns einen Sinn geben. Mein Therapierzept lautete daher: Nicht allein sein.

Koch: In Gesellschaft zu sein ist eine lebenserhaltende Maßnahme für uns. Deshalb ist es so wichtig, dass die Leute keine Angst vor uns haben, sondern gern auf uns zukommen. Umarmen und küssen zum Beispiel hält uns am Leben. Die Voraussetzung dafür müssen wir jedoch selbst schaffen. In der Klinik wurde mir gesagt, dass es nun drei Möglichkeiten der Entwicklung gebe. Erstens, dass man sich vollkommen gehenlässt, jede Lust verliert, nur noch das Elend sieht, sich isoliert und schließlich vereinsamt. Die zweite Variante sah so aus: Die Notwendigkeit, alles ständig kommunizieren zu müssen, könne leicht zu einem Diktieren führen, was einen irgendwann zum Tyrannen macht, wodurch man schlussendlich auch vereinsamt. Der dritte Weg klang am besten: Man muss sich so annehmen, wie man ist, und dadurch glücklich werden.

Erholungspause. Beide lassen sich mit einem Snack versorgen, Samuel Koch klappt seinen Rollstuhl zur Entspannung für kurze Zeit in die Liegeposition. Nun betritt Pozzo di Borgos zweite Frau Khadija, die er vor neun Jahren in Marokko kennenlernte, den Raum. Wijdane, die leibliche Tochter der beiden, hüpfte mit langem geflochtenem Zopf durch den Raum, steigt auf das Wagenrad des Rollstuhls ihres Vaters, umarmt ihn, schmust mit ihm. Später klettert sie auch an Samuel Kochs Rollstuhl hoch und drückt ihm einen Kuss auf die Wange. Sie, die Fünfjährige, zeigt jene Unbefangenheit mit Querschnittsgelähmten, die die beiden sich wünschen.

Herr Pozzo di Borgo, Sie beschreiben in Ihrem Buch ausführlich, welche wichtige Rolle körperliche Nähe, Lust und Sex in Ihrem Leben spielten. Wie ist das seit Ihrem Unfall?

Pozzo di Borgo: Mit dem Unfall verliert man seine Sexualität, leider. Das Erste, was man mir im Krankenhaus nach meinem Unfall anbot, war ein Gespräch mit einem Sexualtherapeuten. Heute haben sie in dem Krankenhaus das Budget zusammengekürzt, und das Erste, was sie gestrichen haben, war die Stelle des

Sexualtherapeuten. Dabei ist der plötzliche Verlust der Sexualität ein großes Problem für die Betroffenen. Es ist eine ganz banale neurologische Konsequenz des Unfalls, dass einem diese Gefühls- und Erlebniswelt abhandenkommt. Ich hatte das große Glück, mit Frauen verheiratet zu sein, die mit dem Verlust meiner Sexualität klargekommen sind. Der große Vorteil von Frauen liegt ohnehin darin, dass sie mehr Vernunft und Verstand haben als Männer. Sie können sich besser anpassen.

Herr Koch, wie haben Sie diesen Verlust der Sexualität verkraftet?

Koch: Ich hatte schon vor dem Unfall mit mir selbst vereinbart, dass ich mich nur noch auf meine zukünftige Ehefrau konzentrieren und mich allen möglichen oder nicht möglichen Liaisons entziehen werde, um ganz konservativ oder naiv auf die Richtige zu warten. Der Unfall hilft mir jetzt ein Stück weit bei diesem Vorsatz.

Pozzo di Borgo: Wie vernünftig! Phantastisch!

Kaum jemand kann herrlicher über die Frauen schwärmen als Sie, Herr Pozzo di Borgo. Sie sagen etwa: „Der Zauber einer Frau verschafft mir Linderung“, oder: „Dank der Frauen habe ich überlebt.“ Was ist dran an den Frauen, das Sie derart schwärmen lässt?

Pozzo di Borgo: Die Frauen haben weniger Angst vor der Zerbrechlichkeit. Sie haben keine Angst, wenn sie mich sehen, sie sind ganz natürlich.

Sie sagen über sich, dass Sie vor Ihrem Unfall gierig, ziemlich egoistisch und sehr ehrgeizig waren. Bedauern Sie heute, dass Sie so waren?

Pozzo di Borgo: Gute Frage. Wenn ich gewusst hätte, was passiert, dann hätte ich mich anders verhalten. Aber in unserer Gesellschaft ist so viel Lärm, so viel Bewegung, dass man die Realität meist nicht sieht. Ich sage oft, ich würde gern in die Welt der Gesunden und der Geschäfte zurückgehen, aber unter einer Bedingung: dass ich mit meinem Gepäck als Behinderter zurückkehren kann.

Sie, Herr Koch, schreiben über den gesunden Samuel: „Zeitweise war ich ein ganz schönes Arschloch.“ Was bereuen Sie?

Koch: „Je ne regrette rien“, obwohl ich nicht auf alles stolz bin. Doch natürlich habe auch ich seit meinem Unfall jene Zonen intensiviert, die sich über dem Herzen

befinden, hatte viel Zeit zum Reflektieren und würde heute manches anders machen. Aber ich würde nicht sagen, dass jemand, der einen solchen Schicksalsschlag erleidet, zwangsläufig zu einer tiefgründigeren Person wird. In der Reha sagte jemand: „Wer vor dem Unfall ein Arsch war, der ist nach dem Unfall immer noch einer.“

Pozzo di Borgo: Sehr gut!

Durch Ihren Unfall, sagen Sie, hätten Sie die Härte des Systems erkannt. Was meinen Sie genau?

Pozzo di Borgo: Wir befinden uns in einer Leistungsgesellschaft, und ich war einer der Leistungsfähigen. Aber die Anforderungen sind so hoch geworden, dass viele Menschen kapitulieren, sie werden zu Randfiguren. Es gibt immer weniger Leute, die sich noch im System befinden, und immer mehr, die an den Rand gedrängt sind. Die Finanzkrise, die eigentlich nur eine logische Folge dieser ganzen Absurdität ist, hat diese Entwicklung beschleunigt. Die Menschen leiden unter Neurosen, sie sind in sich gekehrt, kommen nicht mehr mit sich zurecht, sie werden ausgeschlossen oder fühlen sich ausgeschlossen. Der Menschheit ist der Sinn des Lebens abhandengekommen.

Hat sich auch Ihr Blick auf unsere Gesellschaft geändert, Herr Koch?

Koch: Ich habe plötzlich Einsicht in Bereiche, von denen ich zuvor keine Ahnung hatte. Ich weiß jetzt, was es auch in so einem schönen Sozialstaat wie Deutschland noch zu optimieren gibt, ganz abgesehen von anderen Ländern. Wir müssten nicht mal einen Tag reisen und befänden uns an Orten, wo Philippe und ich nach unseren Unfällen nicht überlebt hätten.

Kann man sagen, dass Sie von einem Großkapitalisten zu einem Kritiker des Kapitalismus geworden sind?

Pozzo di Borgo: Ich war dem Kapitalismus gegenüber schon immer misstrauisch, besonders dem Finanzkapitalismus, der die Werte zerstört. Die Champagner-Firma, die ich managte, war in gewisser Hinsicht sehr deutsch. Alle Angestellten waren eingebunden, die Gewerkschaften saßen im Aufsichtsrat, die Arbeitnehmer hatten ein starkes Gewicht. Als wir dann von einem Finanzinvestor

aufgekauft wurden, entschied er, dass aller Gewinn fortan in seine Taschen fließt. Als Erstes verlangte er von mir, die Hälfte meines Personals zu entlassen. Kurz darauf erlitt ich meinen Unfall.

Glauben Sie an einen Zusammenhang?

Pozzo di Borgo: Ganz bestimmt. Ich war unkonzentriert bei meinem Schicksalsflug, nicht bei mir selbst – auch weil ich spürte, dass ich in solch einem System nicht mehr funktionieren wollte.

Koch: Ich hatte mich schon vor dem Unfall dagegen entschieden, einen bodenständigen Beruf mit der Aussicht auf viel Geld anzustreben. Geld und Macht gehörten nicht zu meinen Idealen, denn beides ist sehr vergänglich. Der Unfall hat mich darin noch mal bestätigt.

Wir leben in einer nervösen Zeit der ständigen Beschleunigung. Schließt dieses Tempo Sie, die Langsamen, aus?

Koch: Vielleicht bilden wir eher das Gegengewicht auf der Waage und dienen der Entschleunigung. Ich fühle mich aber nicht wirklich ausgeschlossen; jetzt gerade sitze ich hier in München, vorgestern war ich in Berlin. Ich finde es aber wichtig, auch mal innezuhalten und zur Ruhe zu kommen – was ich wohl erst herausgefunden habe, weil ich es musste.

Im April haben Sie Ihr Studium an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover wieder aufgenommen. Wie sind die ersten Erfahrungen?

Koch: Die Hochschule hat mir interessante, für mich unerwartete Perspektiven eröffnet. Angeschlossen ist das Institut für Journalistik und Kommunikation, an dem ich auch an Vorlesungen teilnehmen darf. Im Moment ist es für uns alle – die Lehrerschaft, die Kommilitonen und mich – eher eine Orientierungsphase und auch ein Experiment. Es macht viel Spaß, endlich wieder bei den Menschen und in der Umgebung zu sein, die ich einst liebgewonnen hatte.

Der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble bewegt sich seit über 20 Jahren als Rollstuhlfahrer in der Spitzenpolitik. Ist er ein Vorbild für andere Behinderte?

Koch: Ich denke schon. Ich war kürzlich im Bundestag – da ist alles wunderbar rollstuhlgängig. Gerade was Barrierefreiheit angeht, oder bei den ganz pragmatischen Dingen hat er offenbar viel bewirkt. Es ist auch ganz wichtig, dass er sich trotz Behinderung nicht behindern lässt und dass er aktiv am Leben teilnimmt, nicht nur an seinem eigenen, sondern an dem Leben von 82 Millionen Deutschen. Aktiver geht es ja kaum.

Was glauben Sie: Wie schwer ist es für einen Rollstuhlfahrer, sich dort oben zu behaupten?

Koch: Das kostet gewiss viel Kraft, auch wenn Schäuble nicht ganz so stark behindert ist wie wir beide. Es ist schon ein Unterschied, ob man Paraplegiker ist oder Tetraplegiker wie wir. Wir können ja nicht mal unsere Hände funktionell benutzen und brauchen dadurch bei allem Hilfe. Schäuble kann immerhin selbständig essen, schreiben, in Büchern blättern, eine Tür öffnen, sich an der Nase kratzen. Ich würde so etwas von feiern, wenn ich auch nur eine Hand hätte. Ich denke, Philippe geht es da genauso.

Pozzo di Borgo: Ich wäre schon für einen Finger dankbar.

Hätten Sie gern mehr Behinderte in Führungspositionen?

Pozzo di Borgo: Dass sich die Behinderung im täglichen Leben unserer Gesellschaft wiederfindet, ist ungemein wichtig. Wenn Sie einen Rollstuhl in eine Versammlung stellen, schaffen Sie einen Teamgeist. Der Rollstuhl bildet dann einen sozialen Zusammenhalt, in der Politik, im Unternehmen, im Verein oder in der Familie, egal wo. Außerdem ist ein Behinderter zweimal leistungsfähiger und cleverer als einer, der auf zwei Beinen steht.

Koch: Natürlich.

Pozzo di Borgo: Wenn nicht dreimal besser.

Koch: Ich habe gehört, dass sich das Tetraplegikergehirn, etwa wie das Blindengehör, zu einem Hochleistungsprozessor entwickeln kann. Wo Sensibilität fehlt, wie in unseren Körpern, wird sie einfach woanders gebündelt.

Was hat Ihr Pfleger Abdel Sie gelehrt, ein Kleinkrimineller aus der Vorstadt, der fast direkt aus dem Gefängnis zu Ihnen kam?

Pozzo di Borgo: Er hat mir den Mut zurückgegeben, die Freude am Leben, als ich nach dem Tod meiner Frau schwer depressiv war. Ich, der Aristokrat, habe durch ihn aber auch eine neue Welt kennengelernt, die Welt der Banlieue, die sozialen Brennpunkte, Orte der Ausgrenzung, das alles kannte ich vorher nicht. Man kann diese Leute nicht am Rande der Gesellschaft belassen.

Abdel wiederum sagt über Sie: „Ohne Pozzo wäre ich wahrscheinlich tot oder im Gefängnis.“ Im Kapitalismus würde man wohl von einer Win-win-Situation sprechen.

Pozzo di Borgo: Absolut. Ohne Abdel säße ich zwar nicht im Gefängnis, aber tot könnte ich sein.

Wie geht es Abdel heute? Wie ist Ihr Verhältnis zueinander?

Pozzo di Borgo: Wir sehen uns regelmäßig. Er ist jetzt Unternehmer, erfolgreicher Hühnerzüchter, ist verheiratet, hat drei Kinder und 30 Kilo mehr auf den Rippen.

30 Kilo? Dann geht es ihm gut.

Pozzo di Borgo: Ja, sehr gut. Ich freue mich immer noch sehr, ihn wiederzusehen. Aber er ist immer noch so verrückt.

Im Film sagt Philippe: „Die Jungs aus der Vorstadt haben kein Mitleid. Genau das ist es, was ich will. Kein Mitleid.“ Was ist das Schlimme an Mitleid?

Pozzo di Borgo: Mitleid heilt nicht. Wenn jemand mich beweint, dann weint er ja eigentlich über sich selbst, und wir können nicht alle anfangen zu weinen. Mitleid ist für Gesunde eine Art, sich zu schützen, ich aber habe nichts davon.

Koch: Mitleid bringt niemandem etwas. Besser ist Mitgefühl. Bei kleinen Kindern finde ich es süß, wenn sie sagen: „Och Mensch, du hast es aber gut, du musst nie selber essen, musst nirgends hinlaufen, musst dich nie selber anziehen, du hast echt ein plauschiges Leben. Das hätte ich auch gerne.“ Das mag ich. Aber es gibt auch

Stimmen – keine Kinderstimmen –, die sagen: „Das ist doch alles gar nicht so schlimm. Dir geht es doch gut. Du stehst in der Öffentlichkeit und bist bekannt. Das ist doch alles, was du wolltest!“ Das ist natürlich Blödsinn und das Gegenteil von Mitgefühl. Daraus kann kein produktives Miteinander entstehen.

Philippe, auch Sie träumen von einem „Miteinander zwischen einer aufrecht stehenden und einer liegenden Menschheit“, wie es in Ihrer Autobiografie heißt. Wie soll das funktionieren?

Pozzo di Borgo: Das kann nicht funktionieren, wenn der Druck zu hoch ist, wenn die Anforderungen unseres Systems der menschlichen Natur widersprechen. Es sind nicht nur die körperlich Behinderten, die bei diesem Tempo auf der Strecke bleiben, dem Druck halten auch andere immer seltener stand. Nun frage ich Sie: Wo bitte steckt die Logik hinter einem System, das zu solch einem Ausschluss führt? Das hat doch eine selbstmörderische Seite. Wir sollten die Menschen wieder ins System zurückbringen. Wenn es den Behinderten gelänge, den Gesunden ein wenig von dieser Vernunft zurückzugeben, dann wäre ich sehr glücklich.

„Viel Zeit bleibt nicht mehr“

Der CDU-Abgeordnete Wolfgang Bosbach, 60, über das Leben mit einer tödlichen Krebsdiagnose und die Frage, warum er trotzdem noch einmal für den Bundestag kandidiert

Markus Feldenkirchen und René Pfister, Der Spiegel, 27.08.2012

Herr Bosbach, Sie haben Prostatakrebs im fortgeschrittenen Stadium - wie lange haben Sie noch zu leben?

Bosbach: Nach dem ersten Befund hieß es, die durchschnittliche Lebenserwartung betrüge noch 23 Jahre. Demnach hätte ich 81 werden müssen. Zwar ist die OP gut verlaufen, und der Tumor konnte komplett entfernt werden, aber später erfuhr ich dann, dass sich schon Knochenmetastasen gebildet hatten. 23 Jahre sind daher nicht mehr realistisch, die Zahl muss wohl leider deutlich nach unten korrigiert werden.

Es gibt keine Chance mehr auf Heilung?

Bosbach: Nach menschlichem Ermessen ist das wohl so. Mein Arzt hat gemeint, ich solle mir keine falschen Hoffnungen machen.

Das hat er so knallhart gesagt?

Bosbach: Ja, und ich persönlich finde das auch richtig. Ich habe es bereits zweimal erlebt, dass mir Ärzte gesagt haben "Das muss nichts Ernstes bedeuten, aber da müssen Sie sich mal drum kümmern!" - und beide Male war es sehr ernst. Das brauche ich nicht noch einmal. Ich möchte nicht, dass man mir Hoffnungen macht, die von der nächsten Diagnose wieder zertrümmert werden. Jetzt weiß ich eben: Sehr viel Zeit bleibt nicht mehr. Also lebe ich intensiver. Ich erwische mich oft bei dem Gedanken "Genieße es! Wer weiß, wie oft du das noch erleben kannst?"

Sind die Knochenmetastasen über den ganzen Körper verteilt?

Bosbach: Nein, betroffen sind vor allem das Becken und die Wirbelsäule, jedenfalls hat das die Untersuchung gezeigt.

Wollen Sie überhaupt wissen, wie viele Jahre Ihnen noch bleiben?

Bosbach: Ich bin froh, dass ich die Zeit, die mir noch bleibt, nicht kenne. Der Prostatakrebs wächst wohl zum Glück relativ langsam. Zurzeit mache ich eine Hormonentzugstherapie und hoffe, dass der Krankheitsfortschritt hierdurch deutlich gebremst wird. Wie viele Jahre ich noch habe, weiß ich nicht und grübele darüber auch nicht groß nach. Aber ganz leise hege ich natürlich die Hoffnung, dass die Forschung in absehbarer Zeit neue Therapiemöglichkeiten entwickelt.

Wie haben Sie die letzte, vernichtende Diagnose aufgenommen?

Bosbach: Natürlich war ich schockiert, denn nach OP und Bestrahlung bin ich ja zunächst davon ausgegangen, dass wir das Übel radikal entfernt hätten. Außerdem bin ich begeisterter Nichtraucher, trinke nur wenig Alkohol, habe kaum Übergewicht und treibe regelmäßig Sport. Vielleicht wäre ich doch besser zumindest einmal im Jahr statt auf den Tennisplatz zur Vorsorge gegangen.

Trotz der wenigen Jahre, die Ihnen bleiben, wollen Sie im nächsten Jahr für den Bundestag kandidieren. Eine weitere Legislaturperiode - ist das nicht wahnsinnig?

Bosbach: Nö. Ich mache wirklich gern und leidenschaftlich Politik. Es ginge mir auch nicht besser, wenn ich nicht mehr kandidieren würde. Außerdem: Meine erste Bundestagswahl als aktiver Wahlkämpfer, die berühmte "Willy-Wahl" von 1972, endete mit einer herben Enttäuschung: Im Bund war erstmals die Union nicht mehr stärkste Fraktion. Bei der letzten NRW-Wahl haben wir mit 26 Prozent schon wieder eine bittere Niederlage kassiert. In so einer Lage höre ich nicht auf. Das kann ich nicht.

Aber die CDU ist doch nicht das Wichtigste. Warum verbringen Sie die restliche Zeit lieber im Bundestag als zu Hause mit Ihrer Familie und Ihren Freunden?

Bosbach: Ich wäre nicht glücklicher, nicht zufriedener, wenn ich nur noch zu Hause wäre und mich meinen Hobbys widmen würde. Wenn mein Arzt mir dringend abraten würde, käme ich vielleicht ins Grübeln.

Ist das Weitermachen auch eine Form von Ablenkung?

Bosbach: Ja, denn die politische Arbeit fordert mich ganz, und das lenkt auch ab. Man hat überhaupt keine Zeit, sich große Sorgen zu machen oder gar mit seinem Schicksal zu hadern. Es muss immer weitergehen, und jeder Tag bringt neue Herausforderungen.

Was hat Ihre Frau zu dem Entschluss gesagt, trotz Krankheit wieder zu kandidieren?

Bosbach: Nur einen Satz: "Das musst du selber wissen." Ich habe zwar lange überlegt, aber im Geheimen hatte sie wohl schon damit gerechnet, dass ich noch einmal antrete.

Wie geht es Ihnen jetzt im Moment?

Bosbach: Gute Frage! Jedenfalls geht es mir subjektiv besser als objektiv. Die Hormonentzugstherapie nimmt mich zwar mehr mit, als ich erwartet habe, aber man gewöhnt sich auch daran. Richtig schlimm sind allerdings die Gichtschübe im Fuß. Die kommen zwar selten, aber wenn, dann sind das ganz üble Schmerzen.

Seit 1994 leiden Sie zudem unter einer schweren Herzkrankheit, die Folge einer verschleppten Grippe. Ihr Herz hat seither eine verminderte Leistungskraft von 42 Prozent. Warum sind Sie nicht schon damals, vor 18 Jahren, kürzergetreten?

Bosbach: Leider muss ich gestehen, dass ich damals einen schweren Fehler gemacht habe. Die Diagnose "Herzmuskelentzündung" wurde mitten im Bundestagswahlkampf gestellt. Ich war damals das erste Mal Direktkandidat für den Rheinisch-Bergischen Kreis und wollte daher auf keinen Fall, dass sich meine Erkrankung herumspricht.

Warum wollten Sie, dass niemand davon erfährt?

Bosbach: Ich hatte die Befürchtung: Wenn sich das herumspricht, fragen sich die Leute: Ist der im Vollbesitz seiner Kräfte? Kann der das Pensum tatsächlich bewältigen? Übernimmt der sich nicht?

Aber behandeln lassen haben Sie sich schon?

Bosbach: Das ja, und zunächst habe ich die Medikamente ja auch tapfer genommen. Aber sobald es mir besserging, habe ich sie beiseitegelegt.

Wie lange ging das gut?

Bosbach: Anfang 2004 hatte ich einen bösen Rückfall. Ich konnte kaum noch Treppen steigen, meine Herzleistung war auf 20 Prozent abgesunken. Sehr geholfen hat mir damals übrigens Horst Seehofer, der zeitgleich massiv an der gleichen Krankheit litt. Er hat mir in Berlin seinen Arzt empfohlen, und bereits wenige Tage später wurden mir ein Herzschrittmacher und ein Defibrillator gegen den plötzlichen Herztod eingebaut. Das hat geholfen. Die

Herzleistung liegt heute wieder bei über 40 Prozent, und das viel zu große Herz ist deutlich kleiner geworden.

Wann haben Sie die Feststellung gemacht, das man als Politiker über seine Krankheit reden kann?

Bosbach: Erst nach der Krebsdiagnose. Die Reaktionen, auch von wildfremden Menschen, waren so überwältigend, positiv und mitfühlend, dass ich dachte: Alle Achtung, mit so viel Zuspruch und netten Gesten konnte ich gar nicht rechnen. Das hat mich zutiefst gerührt. Auch meine Kollegen haben sich wirklich toll verhalten. Ich hatte nie das Gefühl, dass sich da jemand die Hände reibt nach dem Motto: Da wird bald ein Platz frei!

Fragen Sie sich nie: Ist das gerecht, dass ich von so vielen Krankheiten gepeinigt bin?

Bosbach: Bei der Herzmuskelentzündung habe ich gedacht: Jeder hat sein Päckchen zu tragen, das ist jetzt eben deins. Dann kam die Krebsdiagnose dazu. Da dachte ich: Ach du lieber Gott, das musste jetzt aber nicht auch noch sein. Und beim

ersten Gichtschub: Jetzt reicht's wirklich! Da kommt selbst ein gläubiger Christ wie ich ins Grübeln.

Sie haben mal gesagt, Sie hätten 30 Jahre lang ein Leben auf der Überholspur gelebt. Warum haben Sie sich so für die Politik verausgabt?

Bosbach: Ich habe nun mal ein Pflichtbewusstsein, das vielleicht von einigen als antiquiert belächelt wird. Ich möchte 100 Prozent geben, nicht nur 95 Prozent. Als ich 1994 erstmals für den Bundestag kandidierte, habe ich versprochen, alle Kommunalwahlbezirke meines Wahlkreises mit dem Fahrrad zu durchqueren. Das ist im Bergischen Land etwas schwieriger als etwa in Ostfriesland. Das Motto hieß "Bosbach strampelt sich ab!" Und dann kam die bittere Herzdiagnose. Die konnte ich überhaupt nicht gebrauchen.

Sind Sie trotzdem aufs Rad gestiegen?

Bosbach: Ja.

Das ist doch beknackt.

Bosbach: Da haben Sie wohl recht. Ich hatte auch einmal eine Abendveranstaltung im Wahlkreis meines Freundes Volker Kauder, also ganz im Süden der Republik. Anschließend bin ich dann mit dem Pkw die ganze Nacht durch nach Braunschweig gefahren, weil ich dort um zehn Uhr morgens auf dem CDU-Parteitag sprechen sollte. Das würde ich allerdings heute so nicht mehr machen. Vielleicht bin ich im Laufe der letzten Jahre ja doch etwas vernünftiger geworden.

Warum haben Sie für die Politik Ihre Gesundheit ruiniert?

Bosbach: So sehe ich das nicht. Ich bin kein Parteibrigadegeneral, sondern schlichter Parteisoldat. Ich bin gern bei den Leuten. Besser eingeladen als ausgeladen. Ich war gerade einige Tage mit der Familie in New York und bin Freitagmittag hundemüde zurückgekommen. Am selben Abend hatte ich eine Veranstaltung in Essen, am Samstag vier Termine im Wahlkreis, und Sonntagmorgen war ich im Gottesdienst auf der Rievkoochekirmes in Odenthal-Holz. Reibekuchenkirmes! Darüber werden sich jetzt wahrscheinlich einige lustig machen, aber ich gehe gern zu

solchen Festen. Die Leute freuen sich, wenn ihr Abgeordneter kommt. Und es wird kein Wort über Politik geredet. Das tut auch mal gut.

Ist die CDU für Sie Familie wie Ihre Frau und Ihre drei Töchter?

Bosbach: Ja. Die CDU - und nur die CDU - ist meine politische Heimat. Hunderte haben für mich in den letzten Jahrzehnten in der Heimat Wahlkampf gemacht, Plakate geklebt, Flugblätter verteilt, an den Ständen mit den Bürgern diskutiert. Ich könnte mir nie vorstellen, für eine andere Partei - und damit gegen diese Parteifreunde - anzutreten. Nie.

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken: Wären Sie glücklicher, wenn Sie Supermarktleiter in Bergisch Gladbach geblieben wären?

Bosbach: Puh. Gute Frage. Als Supermarktleiter wohl nicht, aber vielleicht, wenn ich mich voll und ganz auf meine spätere Tätigkeit als Anwalt konzentriert hätte. Dann hätte ich mehr Zeit für meine Familie, insbesondere für meine drei Töchter, gehabt. Zwei sind schon aus dem Haus, und erst jetzt realisiere ich langsam, wie viel ich in den letzten 18 Jahren verpasst habe.

Ihre Bilanz: Was sind die Schattenseiten der Politik?

Bosbach: Aufwand und Ertrag stehen zu oft in keinem gesunden Verhältnis. Ich will gar nicht zählen, wie viele Tage und Nächte ich schon mit zähem Ringen über irgendeinem Gesetzentwurf verbracht habe - und am Ende wurde er dennoch nur minimal verändert, oder er ist wieder in den Tiefen der Ministerialbürokratie verschwunden. Das ist schon ernüchternd. Max Weber hat einmal gesagt, Politik sei das Bohren dicker Bretter. Das ist echt untertrieben. Manchmal muss man sich durch ganze Wälder fräsen.

Sie waren in den vergangenen Monaten oft in den Schlagzeilen, weil Sie sich offen gegen die Euro-Politik der Kanzlerin gestellt haben. Hat die Krankheit Sie zu einem Querkopf werden lassen?

Bosbach: Ich bin alles andere als ein Querkopf. Aber ich bin ruhiger und gelassener geworden. Ich wollte immer nur ein guter und verlässlicher Kollege sein. Vor der Euro-Krise hatte ich in 18 Jahren Bundestag nur zweimal gegen die Fraktion

gestimmt. Beim Thema Euro konnte und wollte ich nicht gegen meine Überzeugung votieren. Natürlich habe ich gewusst, dass es bei einem Nein zum Euro-Rettungskurs Ärger geben wird. Aber ich hätte mich viel mehr über mich selber geärgert, wenn ich meiner Überzeugung untreu geworden wäre. Früher hätte mich der ganze Ärger echt getroffen und tief verletzt. Heute denke ich: Es gibt Schlimmeres!

Kanzleramtschef Ronald Pofalla hat Sie wegen Ihrer Haltung in der Euro-Frage mit den Worten angeblafft: "Ich kann deine Fresse nicht mehr sehen."

Bosbach: Ach, der arme Ronald. Er ist halt auch nur ein Mensch. Er stand garantiert unter einem enormen Druck. Es musste wohl mal raus. Schlimmer fand ich, dass mich ein Fraktionskollege, wenn auch sehr verklausuliert, aufgefordert hatte, mein Mandat niederzulegen. Oder der Vorwurf, ich würde nur gegen Merkels Kurs stimmen, weil sie mich nicht zum Minister gemacht habe und ich deshalb frustriert sei. Da hört der Spaß für mich wirklich auf.

Haben Sie sich mal die Frage gestellt, warum Sie es nicht nach ganz oben geschafft haben?

Bosbach: Was soll ich mir darüber den Kopf zermartern? Ich will gar nicht drum herumreden. Nach der Bundestagswahl 2005 wäre ich gerne Innenminister geworden. Hat aber nicht geklappt. Meine Mutter hat nur gesagt: "Junge, wer weiß, wofür es gut ist." Mama hat recht.

Hielt Angela Merkel Sie letztlich für zu redselig?

Bosbach: Keine Ahnung. Vielleicht ist es so, aber mir gegenüber hat sie in dieser Richtung nie Andeutungen gemacht.

Die Norddeutsche Merkel und der Rheinländer Bosbach, das passte einfach nicht an einen Kabinetttisch?

Bosbach: Sicherlich gibt es da gewisse Temperamentunterschiede. Als einmal darüber debattiert wurde, wie man diese Unterschiede erkennen könne, habe ich nur gesagt: Der Höhepunkt auf dem 50. Geburtstag von Angela Merkel war der Vortrag eines Hirnforschers. Bei mir war es der Auftritt der Karnevalsband Hühner. Vielleicht bringt es das ja auf den Punkt.

Hat es der Typ fröhlicher Rheinländer in der Politik schwerer, weil er schnell als oberflächlich, wenn nicht gar als unseriös gilt?

Bosbach: Ja, das ist wohl so. Wer fröhlich daherkommt, gilt schnell als oberflächlich oder gar unseriös. Aber seit wann sind denn Fröhlichkeit, Fleiß und Kompetenz Gegensätze? Glaubt denn irgendjemand ernsthaft, dass die Politik besser wird, wenn die Politiker schlechte Laune haben?

Merkel soll mal gesagt haben: "Herr Bosbach ist ja bekannt dafür, dass er keinen Journalistenanruf unbeantwortet lässt."

Bosbach: Das war wohl als Kritik gemeint. Aber ich verstehe nicht, warum. Ich bekleide ein öffentliches Amt. Da muss man ansprechbar sein, Rede und Antwort stehen. Ich rufe mich ja nicht selber an.

Hat Ihre Frau noch nie gesagt: Jetzt stell mal das Scheiß-Telefon aus?

Bosbach: Tja, das ist schon mal vorgekommen. Mehr als einmal.

Und? Hören Sie auf sie?

Bosbach: Meistens nicht. Im Haus haben wir keinen Handy-Empfang, da ist dann Ruhe. Es sei denn, das Festnetztelefon tritt in Aktion. Ansonsten gehe ich mit dem Handy regelmäßig vor die Tür, um zu prüfen, ob jemand auf die Mailbox gesprochen hat. Meistens ist das so.

Hilft der Trubel des Politikbetriebs, sich weiter lebendig zu fühlen?

Bosbach: Ich war schon immer quirlig, habe immer gerne und viel gearbeitet. Das hat nichts mit meiner Erkrankung zu tun. Wenn mein Handy einmal drei Tage stumm bliebe, dann würde ich mich schon fragen: Hast du jetzt etwas falsch gemacht? Bis jetzt ist das noch nicht vorgekommen.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Bosbach: Vor dem Tod nicht, aber vor dem Sterben. Genauer gesagt, vor Schmerzen und Siechtum.

Wie würden Sie gerne sterben?

Bosbach: Zu Hause. Bei meiner Familie, meinen Kindern. Wir haben den Tod aus unserer Mitte verdrängt. Er findet nur selten noch im häuslichen Umfeld statt, oft in der Klinik oder im Pflegeheim. Ich möchte meinen Lieben dann alles sagen können, was für mich noch wichtig ist und was ich ihnen schon immer sagen wollte.

Bei Ihrem besten Freund, dem Bestattungsunternehmer und Buchautor Fritz Roth aus Bergisch Gladbach, wurde vor kurzem Leberkrebs festgestellt. Auch er hat keine Chance auf Heilung. Reden Sie mit ihm über den Tod?

Bosbach: Wir haben darüber ein langes, sehr ernstes Gespräch geführt. Aber es war nicht resignativ, nicht traurig. Fritz ist ein unglaublich lebensfroher, lebensbejahender Mensch, ein Karnevalist wie ich. Wir haben uns nicht bedauert oder getröstet, nein, wir haben uns erzählt, was wir noch alles vorhaben in der Kürze der Zeit. Fritz meinte, er wolle unbedingt noch die Seidenstraße entlangfahren. Ich hab spontan gesagt: "Fritz, nimm mich mit!"

Wie wollen Sie in Ruhe die Seidenstraße entlangreisen, wenn Sie weiter Abgeordneter bleiben?

Bosbach: Wenn der Fritz sich die Zeit nimmt, nehm ich sie mir auch. Bislang habe ich nie länger als eine Woche Urlaub am Stück gemacht. Aber besondere Situationen erfordern eben besondere Maßnahmen.

Ihr Freund Fritz hat sich sogar Ziele auf der Weltkarte markiert, die er noch sehen will. Haben Sie das auch?

Bosbach: So konkret nicht. Aber ich möchte unbedingt noch einmal nach Rom. Das ist für mich die schönste Stadt der Welt. Ich war auch noch nie in Asien oder Australien. Auf jeden Fall möchte ich mit meiner ganzen Familie einmal nach Kalifornien. Am liebsten an der ganzen Küste entlang von San Francisco bis nach San Diego.

Haben Sie eine dieser Reisen schon gebucht?

Bosbach: Nein, keine einzige. Im nächsten Jahr wird nicht viel gereist, da wird gekämpft. 2013 ist Bundestagswahl.

Womit wir wieder beim Thema wären ... Was glauben Sie, was nach dem Tod passiert?

Bosbach: Mein Freund Willibert Pauels, der kölsche "Diaclown", sagt immer: Die Seele ist kostbarer als das ganze Universum! Ein wunderschöner Satz. Unsere Seele wird weiterleben, daran glaube ich. Und wir leben in unseren Kindern weiter. Nicht in Bildern, die sie von ihren Eltern aufbewahren und auf die Kommode stellen, sondern in dem, was wir ihnen für ihren eigenen Lebensweg mitgegeben haben. Nur wer vergessen wird, ist wirklich tot.

Ist es Ihnen wichtig, dass vom Politiker Wolfgang Bosbach etwas bleibt?

Bosbach: Nein. Das ist mir wirklich ganz egal. Ob ich an einem Gesetz mitgearbeitet habe oder ein anderer. Ob ich Vorsitzender des Innenausschusses bin oder ein anderer. Wo ist da ein wichtiger, wesentlicher Unterschied?

Fänden Sie es nicht schön, wenn der Politiker Bosbach lange in Erinnerung bliebe?

Bosbach: Der Mensch Bosbach sollte in Erinnerung bleiben. Das würde mich freuen! Von mir wird es garantiert keine Memoiren geben. Die Partei spart also viel Geld, denn sie muss nicht diese Bücher kaufen, um sie dann bei Jubilarenehrungen zu verschenken. Ich brauche auch kein Denkmal, keine Bosbach-Straße. Ich nehme mich nicht wichtiger, als ich bin. Wer immer nach mir kommt, wird es wahrscheinlich anders, aber bestimmt nicht schlechter machen als ich. Es wäre aber schön, wenn die Leute am Ende sagen: Der hat gut gearbeitet, sein Bestes gegeben. Das reicht.

Ihr Freund Fritz Roth will sogar seine eigene Bestattung planen. Käme das auch für Sie in Frage?

Bosbach: Ja. Es ist doch schön und beruhigend, die letzten Dinge noch selber sorgfältig regeln zu können. Meine Bitte an die Trauergemeinde würde lauten: Nicht traurig sein, genießt das Leben! Bei uns gibt es den Kalauer: Im Rheinland sind die Beerdigungen lustiger als woanders die Hochzeiten. Es sollten auch nicht nur Kirchenlieder gespielt werden. Jürgen Fritz, ein Klassenkamerad von mir, hat das Lied

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Niemand geht man so ganz!" geschrieben. Das passt. Und dann noch eine Bitte: keine langen Reden. Macht's kurz. Die Leute wollen was zu essen haben.

Wäre das in Ordnung, wenn viele Politiker zu Ihrer Beerdigung kämen?

Bosbach: Wenn sie als Freunde kämen, ja. Aber bitte nicht in Pflichterfüllung für Partei oder Fraktion.

Also kein Fraktionszwang?

Bosbach: Der Witz gefällt mir. Genau so ist es: Bei mir gibt es keinen Fraktionszwang!

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Geständnis eines ewigen Hippies

Der Maler Wolfgang Beltracchi fälschte 35 Jahre lang Gemälde und verdiente damit Millionen. Nun berichtet er zum ersten Mal, wie er den Kunstmarkt narrete – und warum alles aufflog.

Lothar Gorris / Sven Röbel, Der Spiegel, 05.03.2012

Irgendwann während dieser beiden Tage erzählt Wolfgang Beltracchi von einem Freund in Freiburg. Einem Professor für Pathologie, die beiden kennen sich gut. "Der würde", sagt Beltracchi, ein wenig stolz klang das, "gerne mal mein Gehirn untersuchen. Er glaubt, da wäre irgendwas ganz anders."

Es gibt eine Menge Leute, die gern in den Kopf Beltracchis gucken würden. Die Sammler beispielsweise, die Galeristen, Gutachter, Museumsleute, die seinen Fälschungen aufgesessen sind. Die Ermittler des Landeskriminalamts Berlin, die ihn zwar zur Strecke brachten, mit denen Beltracchi aber nicht sprechen wollte. Das aufgeklärte Kunstpublikum, das Gefallen fand an diesem Hippie-Desperado, weil er die Kunstwelt narrete und ein System vorführte, in dem Millionen für Gemälde bezahlt werden, deren Echtheit nur schwer zu überprüfen ist, ein System, das erratische Entscheidungen darüber fällt, welche Kunst viel wert ist und welche nichts, und das selbst gar nicht genau zu wissen scheint, was das eigentlich ist: Kunst.

Das Treffen mit Wolfgang Beltracchi und seiner Frau Helene findet in einem Vorort im Süden Kölns statt, in dem Haus des Rechtsanwalts Reinhard Birkenstock mit Blick auf die Rheinauen. Ende Oktober ist das Ehepaar von einem Kölner Gericht zu Haftstrafen von sechs und vier Jahren verurteilt worden. Die Ermittler, spezialisiert

auf Kunstfälschungen, waren auf insgesamt 55 dubiose Gemälde gestoßen, die seit Anfang der neunziger Jahre im Kunstmarkt auftauchten.

Vor Gericht verhandelt wurden schließlich 14 Bilder, mit denen die beiden insgesamt knapp 16 Millionen Euro eingenommen haben sollen. Der Gesamtschaden, errechnet aus allen Weiterverkäufen, beläuft sich auf 34 Millionen Euro. Der Richter ließ sich auf einen Deal mit den Anwälten ein. Ansonsten hätte das Gericht bei jedem einzelnen Bild klären müssen, dass Beltracchi es tatsächlich selbst gemalt hat, was schwierig geworden wäre, angesichts fehlender direkter Beweismittel. Teil der Übereinkunft war es auch, dass die Beltracchis vor Gericht ein umfassendes Geständnis ablegten.

Der Fall Beltracchi ist der größte Kunstfälscherskandal der Nachkriegszeit, sowohl was Umfang und Perfektion als auch was die Vermarktung der Fälschungen betrifft. Max Ernst, Fernand Léger, Heinrich Campendonk, André Derain, Max Pechstein - es waren Bilder der Klassischen Moderne, zumeist französische und deutsche Expressionisten. Insgesamt, das sagt er mehrmals in diesen beiden Tagen, will er Gemälde von mehr als 50 Künstlern gefälscht haben. Die genaue Zahl verrät er nicht. Schwere Betrug verjährt strafrechtlich nach zehn Jahren, zivilrechtliche Klagen der Geschädigten aber sind auch bei lange zurückliegenden Fällen möglich.

Beltracchis Prinzip war es nicht, die Gemälde der Expressionisten zu kopieren, sondern, so sagt er, die Lücken aufzufüllen in deren Werk. Entweder erfand er neue Titel und Motive, die angelegt waren an bestimmte Schaffensphasen der Künstler, oder aber er schuf Bilder zu Titeln, die in den Werksverzeichnissen auftauchen, aber als verschollen gelten, und von denen keine Abbildungen existieren.

Kunsthistorische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, die Beherrschung von Maltechniken und vor allem ein großes künstlerisches Talent, Beltracchi hat all das, aber er handelte auch mit der Kaltschnäuzigkeit eines Zockers, der die Gier eines überhitzten Kunstmarkts nutzte. Er hat das Selbstbewusstsein und die Hybris eines Mannes, der sich für ein Genie hält und vielleicht sogar eines ist. Er glaubt, das Werk jener Künstler, die er fälschte, besser zu verstehen als die besten Experten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zusammen mit dem Krefelder Kumpel Otto Schulte-Kellinghaus, der im selben Verfahren zu fünf Jahren Haft verurteilt wurde, hatte er sich in den achtziger Jahren eine perfekte Geschichte über die Herkunft der Bilder ausgedacht: Danach habe Schulte-Kellinghaus' Großvater Knops, ein Schneidermeister aus Krefeld, seinem Enkel eine umfangreiche Kunstsammlung vermacht. Knops habe in den zwanziger Jahren bei Kunsthändlern wie Alfred Flechtheim in Düsseldorf gekauft und die Bilder während der Nazi-Zeit versteckt.

In den neunziger Jahren erfand Beltracchi die Sammlung Jägers. Werner Jägers war tatsächlich ein Unternehmer in Köln, aber vor allem der Großvater von Beltracchis Ehefrau Helene, die er 1993 heiratete und deren Name er annahm (geboren wurde er als Wolfgang Fischer). Auch Jägers habe in den zwanziger Jahren bei Flechtheim und anderen Galerien die Werke namhafter Expressionisten erstanden. Die beiden hätten sich gut gekannt.

Das Ehepaar hat weder vor Beginn des Prozesses noch nach dem Geständnis jemals öffentlich Auskunft über seine Taten gegeben. Beltracchi schreibt derzeit an einem Buch über sein Leben und arbeitet an einem Dokumentarfilm. In diesem Monat wird das Ehepaar die Haft antreten, Helene Beltracchi in Köln-Ossendorf, ihr Mann in Euskirchen. Sie dürfen in den offenen Vollzug.

*

Herr Beltracchi, wie viel Schulden haben Sie jetzt genau?

Beltracchi: 6,5 Millionen Euro, glaube ich. Oder sogar 8? Aber wir wissen nicht, wer noch alles kommt.

Gibt es einen Plan, wie Sie die Ansprüche befriedigen wollen?

Beltracchi: Wir haben Immobilien in Frankreich und in Freiburg. Die sind zum Verkauf angeboten. Und dann gibt es noch das Geld auf den Konten.

Helene Beltracchi: Außerdem arbeiten wir jeden Tag.

Beltracchi: Müssen wir ja, um einen Platz im offenen Vollzug zu bekommen. Wir sind in dem Fotostudio eines Freundes angestellt. Meine Frau hat dort schon in den achtziger Jahren gearbeitet, sie kümmert sich um die Akquise, ich beschäftige mich mit dem Künstlerischen.

Man kann also sagen, dass Sie nun, im Alter von 61 Jahren, zum ersten Mal in Ihrem Leben einer geregelten Arbeit nachgehen?

Beltracchi: Ja, das erste Mal.

Das haben Sie noch mal knapp vorm Rentenalter geschafft.

Beltracchi: Hatte ich aber nicht vor.

Sie haben sich das alles sowieso ganz anders vorgestellt?

Beltracchi: So ein Ende stellt sich niemand vor.

Eine Ahnung aber, dass das nicht gut enden wird, hatten Sie?

Beltracchi: Schon länger.

Herr Beltracchi, Sie werden als ein Ausnahmetalent gefeiert, das die Absurdität des Kunstmarkts entlarvt. Es gibt aber auch Leute, die sagen, Sie seien viel zu gut weggekommen mit Ihrer Haftstrafe. Für die sind Sie ein Verbrecher.

Beltracchi: Für die einen ist man ein Krimineller, für die anderen ein Künstler. Das kann ich verstehen. Im juristischen Sinne bin ich ein verurteilter Krimineller.

Haben Sie darüber nachgedacht, ob das richtig ist, was Sie taten?

Beltracchi: Klar. Aber ich habe niemals beschlossen, ein Kunstfälscher zu werden. Meine Begabung war mir früh bewusst geworden, und ich hab sie dann leichtfertig eingesetzt. So hat sich das über Jahre entwickelt. Innerlich sehe ich mich nicht als Verbrecher.

Juristisch sind Sie es, moralisch auch: Sie haben Leute getäuscht und sich Millionen erschwindelt.

Beltracchi: In den 14 Monaten Untersuchungshaft habe ich richtige Verbrecher kennengelernt: Mörder, Kinderficker, Totschläger. Ich habe nie jemanden verletzt, bestohlen oder ausgeraubt.

Die Strafe, die Sie bekommen haben, ist also zu hoch?

Beltracchi: Na ja, sie ist hart, aber schon gerechtfertigt, weil ich eben Bilder gefälscht habe, und das seit ewig und drei Tagen. Auf eine gewisse Weise ist das auch eine Erleichterung: Jetzt kann ich all die Dinge öffentlich tun, die ich schon immer gerne gemacht habe. Schreiben, filmen, bildhauern, eigene Sujets malen.

Früher hatten Sie viel Geld, aber keinen Ruhm. Jetzt gibt es den Ruhm, aber kein Geld.

Beltracchi: Ruhm hat mich nie interessiert. Ich hätte schon in den siebziger Jahren mehr von meinen eigenen Sachen ausstellen können, aber das wollte ich nicht. Das ist wie bei einem Kind. Wenn es aus der Schule kommt, will es nur eins: wieder raus, was erleben. Ewig lang an einem Bild rummalen? Nein, ich wollte Spaß haben, reisen, Frauen kennenlernen, das Leben leben.

Hat es Sie nie gereizt, der Welt mitzuteilen: Hört mal, Leute, das war ich?

Beltracchi: Nein.

Helene Beltracchi: Dann hätte er diese Bilder auch markieren können. Es gibt Fälscher, die das gemacht haben.

Beltracchi: Bei einem Max Ernst habe ich mal kurz überlegt, eine Micky Maus hineinzumalen. Aber die, die so etwas gemacht haben, waren meist nur kurz im Geschäft. Meine eigenen Sujets zu malen, das hat mir Spaß gemacht, ich konnte die auch gut verkaufen, aber ungemalte Bilder anderer zu malen war weitaus faszinierender.

*

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einer der berühmtesten Fälscher des 20. Jahrhunderts ist der Niederländer Han van Meegeren. Er hatte sich als neoklassizistischer Künstler versucht, hasste die Kunstkritiker und begann, Bilder im Stil des berühmten Jan Vermeer zu malen, der zum Erstaunen der Kunstwelt kaum christliche Motive hinterlassen hatte. Van Meegeren lieferte sie nach, die Motive dachte er sich aus, auch wenn die Frisuren seiner Figuren manchmal eher in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts passten als ins 17. Jahrhundert. In seiner Villa an der Côte d'Azur perfektionierte er die künstliche Alterung von Leinwänden mit Hilfe eines selbstentwickelten Trockenofens. 1942 verkaufte er einen Vermeer ("Christus und die Ehebrecherin") an Hermann Göring. Nach Kriegsende wurde er wegen Kollaboration verhaftet. Er legte ein Geständnis ab und malte in der Zelle vor den Augen der Ermittler einen Vermeer.

Je mehr sich der Kunstmarkt nach dem Zweiten Weltkrieg kommerzialisierte, umso öfter versuchten Fälscher davon zu profitieren. Dazu gehört der Königsberger Lothar Malskat, der Werke von Beckmann, Chagall und Munch fälschte und 1955 zu 18 Monaten Haft verurteilt wurde, oder auch der Ungar Elmyr de Hory (Derain, Matisse, Picasso), der sich vor seiner Auslieferung an die französische Justiz 1976 das Leben nahm. Der Engländer Tom Keating will in seiner Karriere mehr als 2000 Bilder im Stil alter Maler produziert haben. In einem Rembrandt-Bild malte er einen Zeher, der ein Guinness-Glas in der Hand hält. Nach seiner Enttarnung wurde er eine Art Volksheld und moderierte eine Fernsehsendung.

"Wenn es gut gefälschte Bilder sind", soll Picasso einmal gesagt haben, "wie herrlich wäre das! Ich würde mich hinsetzen und die Bilder signieren."

*

Warum können Sie das eigentlich so gut?

Beltracchi: Ich glaube, die wichtigste Voraussetzung ist, das Wesen eines Kunstwerks zu erfassen. Man schaut es sich an, nimmt es quasi in sich auf, man muss

sehend verstehen können, ohne darüber nachzudenken, wie das gemacht wurde. Ich konnte das schon als Kind.

Es gibt in England einen Mann, der nach einem Hubschrauberflug über London ein Panorama der Stadt aus Vogelperspektive bis ins kleinste Detail nachzeichnen kann. Das ist verblüffend.

Beltracchi: Der hat so eine Art Autismus. Ich habe das nicht.

Wann haben Sie angefangen zu malen und zu zeichnen?

Beltracchi: Mit zehn oder zwölf. Mein Vater war Kirchenmaler und Restaurator, wir lebten in Geilenkirchen, in der Nähe von Aachen. Ich habe ihm öfter geholfen. Wenn er Kopien Alter Meister malte, waren manchmal die Hände nicht so gut, und ich fragte ihn: Papa, was ist denn da passiert? Meine Schwester behauptete, dass ich als Kleinkind wirkte, als sei ich behindert: Der Wolfgang, der hat immer nur dagesessen und geguckt. Das Interessante ist, dass ich im normalen Leben die einfachsten Dinge nicht sehe. Ich stolpere oft oder falle sogar hin. Aber wenn ich zeichne oder mir ein Bild anschau, dann schalte ich eine Art Overdrive an und sehe einfach anders als andere Menschen.

Vor Gericht haben Sie erzählt, wie Sie für Ihren Vater einen frühen Picasso kopierten.

Beltracchi: Ich war 14, und mein Vater gab mir diese Postkarte. Ich durfte zum ersten Mal seine Ölfarben benutzen. Mir gefiel das Original nicht, das war mir zu traurig, also habe ich es verändert, ein Tuch weggelassen, das Bild weniger monochrom gestaltet. Das Malen dauerte einen Nachmittag lang. Mein Vater hat zwei Jahre lang keinen Pinsel mehr angerührt.

Weil es so gut, so schnell gemalt war?

Beltracchi: Die Zeit, in der so ein Bild entsteht, die Bewegungen, das macht den Duktus aus. Wenn ein Maler damals zwei, drei Stunden für eine kleine Leinwand brauchte, dann darf man selbst nicht schon in einer Stunde oder erst in vier Stunden fertig werden. Dann stimmt der Duktus irgendwie nicht.

Mit 17 flogen Sie von der Schule.

Beltracchi: Ich hab damals in einer Stripbar gekellnert. In Aachen, Cortis hieß der Laden, und ich hab die Jungs in der Schule mit Druckwaren versorgt.

Mit Druckwaren, die man damals nicht unbedingt am Kiosk bekam?

Beltracchi: Kann man so sagen. Meinen Mathe-Lehrer habe ich im Séparée erwischt. Er fragte: Fischer, was machst du hier? Du bist viel zu jung! Und ich antwortete: Geld verdienen, aber was machen Sie hier? Meine Mutter sorgte dafür, dass ich noch meinen Realschulabschluss bekam. Ich habe dann die Sonderbegabtenprüfung an der Werkkunstschule in Aachen bestanden, und da fingen die Probleme schon an: Einer der Dozenten sagte, die eingereichten Arbeiten seien nicht von mir - viel zu gut. Mein Kunstlehrer musste die Echtheit bestätigen. 1969 war das, aber das Studium hat mich nicht sehr interessiert. Die meiste Zeit verbrachte ich in einem Café in der Südstraße. Ich saß gerne im Kaffeehaus.

Wovon haben Sie gelebt?

Beltracchi: Vom Malen halt.

Da haben Sie schon gefälscht?

Beltracchi: Ein bisschen.

Was denn so?

Beltracchi: Am Anfang ungemalte Werke Alter Meister, später auch Jugendstil und Expressionisten. Für Flohmärkte, ich denke, den Käufern war schon bewusst, dass es sich dabei nicht um Originale handelte. Ansonsten war ich viel unterwegs. Auf Musikfestivals, auf Reisen. Ich bin mit 15 das erste Mal losgezogen.

Wo waren Sie?

Beltracchi: Europa. In den Innenstädten habe ich Pflaster bemalt. Das war damals noch ganz ungewöhnlich. Meine erste Tour ging bis nach Barcelona. Da konnte man manchmal 100 Mark am Tag machen. Das war riesig viel Geld. Mein Vater hat damals 800 Mark im Monat verdient.

Noch mal kurz zurück: Sie haben in jungen Jahren Alte Meister gemalt?

Beltracchi: Ja, aber das war zu viel Arbeit.

Wieso?

Beltracchi: Zu aufwendig. Früher wurde auf Holz gemalt: Das geht für eine Fälschung gar nicht. Wie will man die Farbe jemals trocknen, ohne dass sich das Holz verzieht? Und dann diese altmeisterliche Lasurtechnik: Man malte wochenlang an einem Bild, und am Ende gab es dafür vielleicht 5000 Mark.

Waren Sie politisch engagiert?

Beltracchi: Ich habe mal an einer Demo in Aachen teilgenommen gegen Fahrpreiserhöhungen bei der Straßenbahn. Ein Polizist riss mir ein Büschel Haare raus, es gab wilde Prügeleien. Da dachte ich mir: Lass mal stecken.

Haben Sie damals Drogen genommen?

Beltracchi: Haschisch vor allem, seit 1968 ungefähr. Manchmal habe ich Opium geraucht. Und auch LSD genommen, eine Zeitlang ziemlich viel LSD sogar. Aber ich habe nie schlechte Erfahrungen gemacht. 1985 habe ich aufgehört. Es war genug, ich vermisse es auch nicht.

Eine bürgerliche Existenz, eine Karriere haben Sie nicht interessiert?

Beltracchi: Nein. Ich habe halt gemalt und gelebt. Die Zeit von 1970 bis Anfang der achtziger Jahre war wie ein einziger, großer Film. In Amsterdam habe ich ein Jahr lang auf einem Hausboot gewohnt. Das war heftig, kann sein, dass ich ein paar Aussetzer hatte.

Haben Sie gemalt in Amsterdam?

Beltracchi: Keinen Strich. Ich bin morgens auf den Flohmarkt gegangen und ließ mich von den Touristen gegen Geld fotografieren. Ich sah ganz schön wild aus, lange Locken bis zur Hüfte, indische Gewänder, ein bodenlanger Pelzmantel. Da muss es eine Menge Fotos geben.

Klingt super. Aber war es das wirklich? Drogen können Fürchterliches anrichten.

Beltracchi: Die ganz harten Drogen waren damals, Anfang der Siebziger, noch nicht so verbreitet. Easy Living, das war es: Überall bekam man einen Job, es gab keinen Druck, Geld war kein Problem, nichts war ein Problem.

Man kann sagen, dass Sie dieses Lebensgefühl ziemlich lange, vielleicht sogar bis heute, durchgezogen haben?

Beltracchi: Ich habe es gestreckt, solange es ging.

Seit wann ist es vorbei?

Beltracchi: Seit dem Knast, würde ich sagen. Aber ich arbeite daran, dass es wiederkommt. In der U-Haft hieß es: Mensch, was bist du gut drauf! Ich bin eine Frohnatur und dachte mir: Du sitzt jetzt hier, das hat seine Gründe, war ja klar. Natürlich wird auch der offene Vollzug kein Kinderspiel. Die Häuser sind weg, das Geld ist weg. Für jeden normalen Menschen muss das viel bedeuten.

Für Sie doch auch.

Beltracchi: Nicht so.

Helene Beltracchi: Jetzt fängt etwas Neues an, das muss ja nicht unbedingt einen Geldwert haben. Wir sind in einem Alter, in dem die meisten sagen, so, jetzt mache ich gar nichts mehr, aber wir gehen noch mal ganz nach vorne.

Man hat nicht den Eindruck, als sei Ihnen Materielles egal. In Ihr Weingut in Frankreich, 28 Hektar groß, haben Sie fast eine Million Euro gesteckt, Ihre Villa in Freiburg hat fünf Millionen gekostet, allein der Swimmingpool eine Million.

Beltracchi: Stimmt nicht. Der Pool hat 700 000 Euro gekostet. Das Geld war nichtig, es ging um den Spaß, den das machte. Für mich war das Kunst.

Und wenn das Geld weg war, damals in den siebziger Jahren?

Beltracchi: Dann habe ich wieder Bilder gemalt. Außerdem habe ich damals auch meine eigenen Sachen gemacht: Acryl auf Leinwand, ziemlich detailliert, fast fotorealistisch, sehr aufwendig.

Ihre Bilder wurden in den siebziger Jahren sogar im Haus der Kunst in München gezeigt.

Beltracchi: Ja, auf einmal waren die Türen offen. Ich bin angesprochen worden von Sammlern, von Galeristen. Für eins meiner Bilder gab es 11 000 Mark, für zwei andere noch mal 5000. Das war viel Geld.

Stimmt es, dass Sie Ihre eigenen Bilder irgendwann sogar zurückkauften?

Beltracchi: Es gibt eine Geschichte von E. T. A. Hoffmann, die im Paris des 17. Jahrhunderts spielt, über einen Juwelier, der ganz tollen Schmuck macht. Jedes Mal, wenn er ein Schmuckstück verkauft hat, werden die Damen ermordet und verschwindet der Schmuck. Ich habe natürlich die Besitzer der Bilder nicht ermordet, aber ich kann das verstehen. Ich wollte meine Bilder wiederhaben und sie eigentlich auch nie verkaufen.

Haben Sie die Bilder heute noch?

Beltracchi: Nicht alle. Eins ist in Freiburg, eins in Frankreich.

Wie viele eigene Bilder haben Sie in den siebziger Jahren gemalt?

Beltracchi: Vielleicht zehn.

So wenig?

Beltracchi: Ja, was denn? Vermeer hat in seinem ganzen Leben nur 40 gemalt.

Und wie viele Fälschungen haben Sie damals gemacht?

Beltracchi: Das kann ich jetzt nicht sagen. Sonst schreit mein Anwalt.

Das wäre schon interessant.

Beltracchi: Die Rechnung ist doch ganz leicht: Nehmen Sie ...

Helene Beltracchi: Hörst du auf!

Beltracchi: ... ich habe immer nur gemalt, wenn ich Lust hatte und Geld brauchte. Das hat sich aber nie wirklich professionalisiert, auch wenn es die Händler gerne gehabt hätten. Es ging hoch her im Kunstmarkt, man hätte auch 1000 oder 2000 Bilder verkaufen können.

Sie haben Anfang der achtziger Jahre auch mal eine Kunsthandlung gehabt, zusammen mit einem Immobilienmakler aus Düsseldorf.

Beltracchi: Nicht lange. Ich musste im Büro sitzen, das war nichts für mich. Plötzlich hatte ich einen Typen an der Backe, der vor allem ganz schnell ganz viel Geld verdienen wollte. Er gab mir eine viertel Million Mark, die ich für Bilder ausgeben konnte. Ich bin nach London, zu Christie's, zu Sotheby's, und habe eingekauft: einen Teniers, einen Cranach, einen wunderschönen Joachim Beuckelaer, 16. Jahrhundert. Der hat das nie begriffen und glaubte, man kauft so ein Bild, und nach zwei, drei Wochen wird es mit Gewinn weiterverkauft. Tatsächlich muss man sich ein paar Jahre Zeit lassen, wenn es funktionieren soll.

Der Makler hat später behauptet, Sie seien bei ihm eingebrochen und hätten Bilder gestohlen, die dann auf einer Auktion wieder auftauchten.

Beltracchi: Einen Einbruch? Lächerlich. Das haben Sie ja auch im SPIEGEL geschrieben. Da stand sogar, dass Bilder aus dem Rahmen geschnitten worden seien. So ein Wahnsinn! Ich hätte so ein Bild gefälscht, aber niemals geklaut.

*

Beinahe hätte die Fälscherkarriere schon in den neunziger Jahren ihr Ende gefunden. Die Berliner Polizei ermittelte damals gegen zwei aus Aachen stammende Kunsthändler und einen heroinabhängigen technischen Zeichner. Seit Ende der achtziger Jahre hatten sie mit gefälschten Gemälden gehandelt, vorzugsweise Werken des kaum bekannten Expressionisten Johannes Molzahn, aber auch ein Campendonk war darunter. Die Bilder waren für vergleichsweise geringe Summen von jeweils mehreren zehntausend Mark gehandelt worden, die Strafen fielen milde aus. Urheber der meisten Fälschungen, 21 insgesamt, so fand die Polizei heraus, sei ein gewisser Wolfgang Fischer aus Krefeld. Doch die Ermittler konnten ihn nicht finden.

Beltracchi schaut sich die Abbildungen an. "Das da ist klasse", sagt er. "Das da Schrott." Er blättert. "Und das soll ein Campendonk sein? Das hat bestimmt der Junkie

gemalt. Ich stehe zu meinen Bildern, aber da sind einige nicht von mir. Ich habe immer befürchtet, dass diese Leute eines Tages auffliegen."

*

**Wurden neben den Molzahns bei Ihnen auch andere Bilder bestellt?
Beispielsweise Campendonks?**

Beltracchi: Meine Herren, da kann ich nur eins sagen: Bestellt hat bei mir nie irgendjemand. Ich habe gemalt, weil ich es wollte. Dass Sie mir so etwas unterstellen wollen, wirklich unglaublich.

Es gibt einen Ausstellungskatalog der Galerie Claus Runkel in London aus dem Jahr 1986.

Beltracchi: Den Katalog haben Sie? Ich habe ihn noch nie gesehen.

Dort sind Bilder drin, das könnten auch Beltracchis sein: zwei Campendonks, "Gelber Akt mit Reh in Berglandschaft" und "Rote Kuh vor Häusern", und eines des russischen Malers Wladimir Bechtejew, das "Landschaft bei Murnau" heißt. Kennen Sie die Bilder?

Beltracchi: Die sind schön, oder nicht?

Sie müssten noch einmal Ihre Arbeitsweise erklären: Sie haben sich mit einem Künstler beschäftigt und dann kleine Serien gemalt?

Beltracchi: Serien habe ich nicht gemalt, aber man muss sich wirklich intensiv auf den Künstler einlassen. Deshalb kam es auch vor, dass ich Jahre später erneut einzelne Bilder eines Künstlers gemalt habe. Da war der Aufwand nicht so groß. Das Problem war auch nie das Malen selbst, sondern es war vor allem kompliziert, alte Leinwände, Rahmen zu finden, die gab es manchmal für 30 Euro, manchmal auch für 5000 Euro. Das waren zum Teil echt schöne Bilder, die ich noch heute im Kopf habe. Wenn ich die alten Farben nicht runterbekam, habe ich Details des alten Bildes in das neue übernommen.

Sie haben in Ihrem Geständnis vor Gericht beschrieben, wie Sie sich einem Künstler genähert haben.

Beltracchi: Ja, am Beispiel von André Derain, der neben Matisse einer der Hauptvertreter des Fauvismus war. Dazu muss man wissen, dass nur Derains aus der fauvistischen Phase hohe Preise erzielen, also aus den Jahren 1905 bis 1909. Zuerst habe ich mir die Literatur über den Künstler besorgt, dann Ausstellungen und Museen besucht. Es war wichtig, die Bilder im Original zu sehen, weil die Farben im Druck oft falsch sind. Ich bin auch nach Collioure gefahren, wo Derain 1905 mit Matisse den Sommer verbracht hat. Ich hab mir das Dorf angeschaut, den Strand, das Licht, die Atmosphäre und die Stimmung jenes Sommers erspürt.

Wie geht das?

Beltracchi: Ich habe mich mit der Person Derains und seiner Zeit vereinigt. Dreyfuss stand gerade vor dem Freispruch, Clemenceau sollte bald Ministerpräsident werden, der Erste Weltkrieg in neun Jahren beginnen. Derain hat in diesem Sommer großartige Bilder gemalt. Ich habe das Besondere eines Künstlers erkannt, um es vielleicht noch ein wenig besser zu machen, als er es selbst geschafft hat. Was ja möglich ist, schließlich weiß man heute, wie sich die Kunstgeschichte seitdem entwickelt hat.

Klingt alles seltsam.

Beltracchi: Ist aber der zentrale Punkt. Jedes Philharmonie-Orchester interpretiert nur den Komponisten. Mir ging es darum, neue Musik dieses Komponisten zu schaffen. Ich wollte das kreative Zentrum des Malers so erreichen und kennenlernen, dass ich die Entstehung seiner Bilder mit seinen Augen und eben auch das neue, von mir gemalte Bild mit seinen Augen sah - und zwar bevor ich es malte.

Ihre Campendonk-Fälschungen beispielsweise haben dazu geführt, dass die Preise für seine Bilder auf dem Kunstmarkt geradezu explodierten.

Beltracchi: Verdreifacht. Auch bei Pechstein oder Max Ernst. Dessen Witwe Dorothea Tanning, selbst Künstlerin, hat über eine meiner Fälschungen gesagt, das sei

der schönste Max Ernst, den sie je gesehen habe. Die Kunst ist es, ein Bild zu malen, das es nicht gibt, aber doch perfekt ins Werk passt. Auch wenn im Verfahren Gutachter anderes behaupteten: Ich habe bei keinem einzigen Bild technische Hilfsmittel benutzt. Keine Projektoren, keine Raster. Ist ja lächerlich. Warum soll ich eine Skizze umständlich projizieren, wenn ich sie aus der Hand malen kann?

Warum macht Sie das so wütend?

Beltracchi: Ärgerlich macht mich das. Das sind doch nur nachträgliche, ärmliche Erklärungsversuche von Experten, die die Bilder jahrelang hochgelobt haben.

Sie selbst hätten Ihre Bilder als Fälschungen erkannt?

Beltracchi: Natürlich. Es war auch immer ein bisschen merkwürdig, wenn ich in einem Museum eins dieser Bilder sah. Ich habe da in diesem Moment lieber einen Bogen darum gemacht. Ich wollte nicht so nah heran, weil ich Angst hatte, dass das Bild mit mir spricht.

Sie haben Mitte der achtziger Jahre in Krefeld Otto Schulte-Kellinghaus kennengelernt, der ebenfalls verurteilt wurde. Sie haben gemalt, er war zuständig für den Vertrieb. Und es begann auch die Zeit, wo Provenienzen für die Bilder erfunden werden mussten.

Beltracchi: Ich wollte nicht bei Händlern oder Experten in Erscheinung treten. Vorher war das auf der Flohmarktschiene gelaufen. Otto hat sich die Sammlung Knops einfallen lassen. Den Schneidermeister Knops aus Krefeld, seinen Großvater, hat er zum Kunstsammler gemacht. Aber das mit der Provenienz haben wir damals nicht so ernst genommen.

*

Die beiden Beltracchis können sehr ausgiebig über den Kunstmarkt schimpfen. Ein bisschen erinnern sie dann an Fahrraddiebe, die dem Bestohlenen vorwerfen, er hätte doch sein Fahrrad besser abschließen können. Wie reich sie durch ihren Betrug

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geworden sind, wie viel nicht nur künstlerische, sondern auch merkantile Begabung dazugehört und wie genau sie die Mechanismen des Marktes verstanden haben, das würden sie am liebsten gar nicht gedruckt sehen.

Und doch zeichnet der Fall Beltracchi ein ziemlich genaues Abbild des globalen Kunstmarkts: Angesehene Galerien in Paris, Zürich, London, New York spielen da eine Rolle. Renommierte Händler wie das Kunsthaus Lempertz in Köln. Dubiose Firmen auf den Virgin Islands oder in Hongkong, die klammen Galeristen die Zwischenfinanzierung ermöglichen. Museen wie das MoMA in New York, das Sprengel Museum in Hannover, die Hermitage in Lausanne, die die Fälschungen ausstellen. International agierende Häuser wie Christie's, die die Bilder schließlich zu Höchstpreisen versteigern an Sammler, die es sich leisten können. So landeten Beltracchis Fälschungen nicht nur bei einer diskreten Firma auf Malta, hinter der osteuropäische Investoren vermutet werden, sondern auch in der Sammlung des schwäbischen Unternehmers Würth oder im Privatbesitz des Hollywood-Schauspielers Steve Martin. Oder in der Kunststiftung des Bohrmaschinenherstellers Hilti, in der Surrealismus-Sammlung des früheren "Paris Match"-Verlegers Daniel Filipacchi und auch bei anderen Industriellenfamilien in Paris oder bei Investmentfirmen in der Schweiz.

Niemand der Beteiligten, über die die Bilder in den Kunstmarkt gelangten, scheint echte Zweifel gehabt zu haben. Weder Henrik Hanstein, Chef des Kunsthauses Lempertz und fleißiger Abnehmer von Beltracchi-Bildern, noch Werner Spies, ehemaliger Museumsleiter im Centre Pompidou in Paris und Max-Ernst-Experte, der gleich sieben Beltracchi-Nachahmungen für echt erklärte. Zweifel sind schlecht für das Geschäft.

Ein Händler, der ein Bild für 100 000 Euro ankauft, aber weiß, dass er es für 200 000 oder 300 000 Euro weitergeben kann, will sich möglicherweise nicht so viele Gedanken machen. Meistens wurden die Gemälde noch von einem Restaurator untersucht, aber Beltracchis Bilder waren so gut, dass nichts auffiel. Wenn das Gemälde schließlich in einem Museum gezeigt und von einem wichtigen Sammler gekauft wird, entsteht aus dieser Kette eine perfekte Provenienz. Erst recht, wenn sie

bei den großen Galerien am Anfang des 20. Jahrhunderts beginnt, bei Flechtheim und der Galerie "Der Sturm".

Zweifel gab es, aber die hatten nichts mit der Echtheit der Bilder zu tun: Der jüdische Kunsthändler Flechtheim hatte in den dreißiger Jahren Deutschland verlassen müssen. Was aus den Bildern seiner Sammlung geworden ist, darum tobt seit Jahren ein Restitutionsstreit. Bilder aus jüdischem Besitz, die von den Nazis enteignet wurden, die wären ein Problem.

*

Alle wollen, dass ein Bild echt ist?

Beltracchi: Es hilft, wenn es auch noch toll aussieht und keine Auffälligkeiten hat. Niemand will, dass ein Bild falsch ist. Die denken alle sehr positiv.

Sie haben sich 1989 vorübergehend von Schulte-Kellinghaus getrennt. Warum eigentlich?

Beltracchi: Na ja, wir hatten geschäftliche Differenzen. Ich hab dann erst mal ein Drehbuch geschrieben für ein Roadmovie mit viel Musik, das hauptsächlich in Marokko spielt, wo ich mal Anfang der achtziger Jahre ein Jahr lang gelebt habe. Wir haben dafür sogar offizielle Drehbuchförderung bekommen. Am Ende ist der Film aber an der Finanzierung gescheitert.

Sie haben nicht mehr gemalt?

Beltracchi: Es gab noch genug Bilder auf Lager, außerdem ist der Kunstmarkt 1990 zusammengebrochen. Ein, zwei Jahre lang habe ich fast nichts gemalt. Im Februar 1992 habe ich dann Helene kennengelernt.

Wann haben Sie ihr gesagt, wie Sie Ihr Geld verdienen?

Beltracchi: Nach einer Woche. Normalerweise muss man aufpassen. Die meisten fliegen auf, weil sie den Falschen sagen, was sie machen.

Wie haben Sie reagiert, Frau Beltracchi?

Helene Beltracchi: Oh, dachte ich. Von so etwas hatte ich noch nie gehört. Das klang abgefahren. Und natürlich hat es mich beeindruckt und tut es immer noch, dass er einen besseren Max Ernst malen kann als Max Ernst selbst. Trotzdem fragt man sich: Was ist das für einer? Aber wenn du dich verliebt hast und du weißt, das ist der Richtige, dann musst du das eben hinnehmen. Zahnarzt, das wäre schlimm gewesen.

Sie haben den Vertrieb übernommen.

Beltracchi: Vertrieb klingt viel geschäftlicher, als wir es damals gelebt haben. Das Problem war, dass ich meine Frau nicht reinziehen wollte. Hat man ja gesehen, wohin das führt. Ab 1997 habe ich wieder mit Otto gearbeitet.

Sie haben dann einen ständigen Fluss an Bildern produziert?

Beltracchi: Überhaupt nicht. Wir haben jahrelang in einem Wohnmobil gelebt, wir waren monatelang in Asien und auf Guadeloupe. Dass man den Output kontinuierlich steigert, war nie der Gedanke.

Haben Sie irgendwann gedacht, jetzt sollte ich besser aufhören?

Beltracchi: Erst ganz zum Schluss. Ich habe ja noch einen Derain und einen Léger gemalt, und da ahnte ich schon, das sind vielleicht die letzten zwei.

*

2006 lieferten die Beltracchis einen Heinrich Campendonk mit dem Titel "Rotes Bild mit Pferden" im Kunsthaus Lempertz ein. Auf der Rückseite hatte Beltracchi Aufkleber der "Sammlung Flechtheim", der Galerie "Der Sturm" und vom "Kunstsalon Emil Richter" angebracht.

Der Maler Heinrich Campendonk, 1889 in Krefeld geboren und 1957 in Amsterdam gestorben, gehörte Anfang des 20. Jahrhunderts zur Künstlergruppe "Der Blaue Reiter". Er war befreundet mit Künstlern wie August Macke, Franz Marc, Paul Klee, Wassily Kandinsky, 1934 emigrierte er nach Belgien. Ein Bild mit dem Titel

"Rotes Bild mit Pferden" existiert tatsächlich im Werkverzeichnis, allerdings ohne Abbildung und Angaben zu Maßen und Verbleib.

Vereinbart war, dass eine Expertise erstellt werden sollte. Im November 2006 wurde das Bild für insgesamt 2,88 Millionen Euro von der maltesischen Firma Trasteco ersteigert. Es war das höchste Auktionsergebnis jenes Jahres in Deutschland. Weil die Expertise jedoch fehlte, veranlassten die neuen Besitzer eine naturwissenschaftliche Untersuchung. Das Ergebnis bekamen sie 2008: Auf der Leinwand fanden sich Spuren von Titanweiß, einem Pigment, das Campendonk nicht benutzt haben konnte, weil es das damals noch nicht gab. Die Anwältin reichte Klage ein beim Landgericht auf Rückzahlung des Kaufpreises. Unterschiedliche Gutachten mit unterschiedlichen Ergebnissen folgten. 2010 schließlich erstattete die Anwältin Strafanzeige. Am 27. August werden Wolfgang und Helene Beltracchi in Freiburg verhaftet und kommen bis zum Prozess im Oktober 2011 in U-Haft.

Während der 14 Monate zeichnet Beltracchi Porträts seiner Mithäftlinge, nach Umschluss schreiben die beiden sich Briefe. "7000 oder 8000 Seiten insgesamt", sagt er. Zurzeit sind sie noch ein letztes Mal für zehn Tage auf ihrem Weingut in Frankreich, zusammen mit ihrem Anwalt, der auf Geheiß des Richters dabei sein soll, weil immer noch ein Rest an Fluchtgefahr bestehe. Danach beginnt die Haft.

*

War das "Rote Bild mit Pferden" Ihr größter Fehler?

Beltracchi: Was heißt Fehler? Naturwissenschaftliche Untersuchungen waren damals noch relativ neu. Nur zwei Dinge dazu: Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind immer interpretierbar. Und: Es ist kein Problem, Bilder so zu malen, dass diese Untersuchungen nicht greifen. Die würden über Jahre nichts entdecken können. Damals habe ich darauf nicht so geachtet.

Aber wie kam das Titanweiß auf die Leinwand?

Beltracchi: Ich hatte immer ein Zinkweiß verwendet, absolut üblich zu Campendonks Zeit. Normalerweise habe ich mir das selbst gemischt, aber mir fehlten Pigmente. Deswegen nahm ich ein Zinkweiß aus einer Tube, ein Produkt aus Holland, auf dem leider nicht stand, dass dort auch ein bisschen Titanweiß drin ist. Die Sache flog also nur wegen einer falsch etikettierten Tube auf.

Ein Experte fand dann auch heraus, dass es diese Galerieaufkleber in Wahrheit nicht gegeben hat.

Beltracchi: Diese Eigenkreationen waren natürlich Blödsinn.

Warum haben Sie nicht authentische benutzt?

Beltracchi: Keine Lust. Es war ein Jux. Ich dachte auch, dass das nur ein-, zweimal durchgeht.

Seit ungefähr 2003 kamen auch immer mehr Anfragen nach Belegen für Ihre erfundene Jägers-Sammlung. Im Nachhinein kann man sagen, dass sich die Schlinge zuzog. Sie haben dann irgendwann nicht nur Bilder gefälscht, sondern auch Fotos, um die Echtheit Ihrer Fälschungen zu untermauern.

Beltracchi: Ja. Wir wurden gefragt, ob es nicht alte Familienfotos gibt, auf denen die Gemälde zu sehen sind. Na klar, gibt es die. Ich habe mir eine alte Fotokamera besorgt, diese großen Pappteile aus den zwanziger Jahren, dazu alte Filmrollen, Vergrößerer, Schalen, alles, was der Flohmarkt so hergab. Das Schwierigste war das Papier.

Helene Beltracchi: Und ich hab mir ein Blüschen angezogen, wie es die Omas immer getragen haben.

Beltracchi: An den Wänden hingen Fotokopien der Fälschungen, die Bilder hatten wir nicht mehr, die waren ja verkauft.

Sie haben auch noch ein Foto gemacht, das eine Ausstellung in der Galerie Flechthelm im Jahr 1928 zeigen soll.

Beltracchi: Ich habe sogar die Fußleisten der Galerie nachgebaut, obwohl die auf dem Foto später gar nicht zu sehen sind. Die Bilder der Stilleben-Ausstellung habe

ich in Schwarzweiß ausgedruckt, in Originalgröße, und in alte Rahmen geklebt - und die Kopie meines Léger einfach dazwischengehängt.

Wie haben Sie eigentlich von dem Titanweiß-Gutachten erfahren?

Beltracchi: Durch Hanstein, den Chef vom Kunsthaus Lempertz.

Helene Beltracchi: Wir waren davon ausgegangen, dass Hanstein vor der Versteigerung des Bildes eine Expertise hat erstellen lassen. Aber das hatte er nicht.

Beltracchi: Der hat es versiebt.

Das Gutachten wurde im März 2008 erstellt. Da wussten Sie, es geht in die Schlusskurve?

Beltracchi: Ja.

Und Ihr Plan?

Beltracchi: Es gab keinen. Andere haben uns geraten, die Häuser zu verkaufen und weg! Aber das kam und kommt für uns nicht in Frage.

Sie erzählen das so nüchtern, Sie müssen doch sehr nervös gewesen sein.

Beltracchi: Waren wir.

Helene Beltracchi: Möglicherweise hat das mit meiner Krebserkrankung ein paar Jahre zuvor zu tun. Ich bin dem Teufel schon mal von der Schippe gehüpft. Und natürlich gab es auch eine Zeitlang Hoffnung. Den Zivilprozess hätten wir vermutlich gewonnen. Aber dann stellten die Anwälte der Käufer Strafanzeige.

Hat der Kunsthistoriker Werner Spies tatsächlich insgesamt 400 000 Euro von Ihnen für die Expertise von sieben Max-Ernst-Fälschungen bekommen?

Beltracchi: Gut möglich.

Er fand es ganz normal, für eine Expertise acht bis neun Prozent des Verkaufspreises zu nehmen?

Beltracchi: Ja, das fand er. Für manch einen tut es mir leid, für manch einen wiegt meine Entschuldigung vielleicht nicht so schwer wie seine Gier.

Würden Sie sagen, der Kunstmarkt ist korrupt?

Beltracchi: Nicht korrupter als ich. Das war mir schon ganz früh klar.

Sie haben am Ende noch versucht, diesen Léger und diesen Derain zu platzieren. War das nicht riskant?

Beltracchi: Wir waren uns unsicher, weil wir wussten, dass es langsam komisch wird. Aber wir wollten mit dem Geld den Campendonk von dieser maltesischen Firma zurücknehmen. Und mit dem Rest des Geldes einen Palazzo in Venedig kaufen. Ein schöner Traum, oder?

Helene Beltracchi: Uns wurden noch relativ spät jeweils fünf Millionen Euro für die Bilder geboten. Als es dann kritisch wurde, haben sich die Interessenten natürlich rausgezogen. Unser zivilrechtlicher Anwalt hat sogar mit den Kripo-Leuten gesprochen und ihnen mitgeteilt, dass wir zur Verfügung stünden. Aber die wollten, glaube ich, die große Shownummer.

Es war Ihnen klar, dass das alles im Gefängnis enden würde?

Beltracchi: Logisch. Ich bitte Sie. Nachdem die nicht mit uns reden wollten, haben wir unser Haus in Frankreich aufgeräumt und sind dann nach Deutschland, nach Freiburg, gefahren. Da war schon bei unserem Sohn durchsucht worden. Meine Frau hatte dem durchsuchenden Beamten am Telefon gesagt: Machen Sie ein Siegel drauf, wir kommen am Freitag. Die Ermittler haben uns dann, als wir in Freiburg ankamen, sogar noch ins Haus reingelassen, und als wir später zum Abendessen fuhren, folgten sie uns, sperrten Straßen, mit Hunden und Mannschaftswagen, und zückten ihre Waffen. Die haben sogar die Kinder ans Auto gestellt. Als ob wir Terroristen wären.

Helene Beltracchi: Dann fragten die Ermittler nach Waffen. Sind Pinsel Waffen?

Und die Kinder?

Helene Beltracchi: Wussten von nichts. Die standen da im Regen und waren völlig entsetzt. Wolfgang hat immer nur gemalt, wenn die Kinder in der Schule waren.

Die Anzahl der Bilder wollen und können Sie nicht verraten. Aber wie viele Künstler waren es?

Beltracchi: Ungefähr 50 in meinem gesamten Leben.

Wissen Sie eigentlich, wo Ihre Bilder jetzt überall sind?

Beltracchi: Nein.

Vielleicht fallen sie demnächst in dem einen oder anderen Museum von der Wand?

Beltracchi: Lassen wir sie doch hängen. Wäre es nicht reine Eitelkeit, wenn ich Ihnen jetzt sagen würde, wo noch welche hängen könnten?

Unter einem umfassenden Geständnis stellt man sich etwas anderes vor.

Beltracchi: Moment mal. Ich habe ein Geständnis abgelegt zu den Bildern, die Gegenstand des Prozesses waren. Ansonsten: Wenn die Kripo mich damals gefragt hätte, hätte ich den Ermittlern gesagt, wo die Bilder sind, soweit ich es weiß.

Helene Beltracchi: Wenn jemand vermutet, dass bei ihm zu Hause ein Beltracchi hängt, dann soll er sich melden.

Beltracchi: Und er bekommt eine ehrliche Antwort.

Haben Sie jedes Bild im Kopf, das Sie gefälscht haben?

Beltracchi: Jedes. Dort sind auch die 300 000, 400 000 Bilder drin, die ich mir in meinem Leben angeschaut habe. Man hat ganz schön Platz da oben.

Würden Sie noch immer fälschen?

Beltracchi: Ich hätte schon ein paar Maler in Reserve. Aber mich hat es mehr und mehr gestört, meine Bilder falsch zu signieren. Ich hatte auch irgendwie keine Lust mehr. Ich fühlte mich nicht mehr wohl.

Genug Lücken in der Kunstgeschichte gäbe es?

Helene Beltracchi: Das Internet macht es viel schwerer, diese Lücken zu finden. Alles ist dokumentiert. Und für die Kunst nach dem Zweiten Weltkrieg ist es geradezu unmöglich. Dieser amerikanische Fall, der Ende des vorigen Jahres gemeldet wurde, gefälschte Pollocks, de Koonings, Rothkos, das kann nicht funktionieren.

Beltracchi: Das hätte ich auch malen können. Nichts leichter als ein Pollock.

Mangelndes Selbstbewusstsein ist nicht Ihr Problem.

Beltracchi: Nein. Ich kann alles malen. Leonardo? Natürlich. Aber warum? Kann man nicht verkaufen.

Was ist Ihre beste Arbeit?

Beltracchi: Die waren eigentlich alle gut. Das große Waldbild nach Max Ernst, das fand ich sehr schön. Und auch einen Campendonk, diese Widmung an Else Lasker-Schüler, ein Bild, das es wirklich gegeben hat, das aber verschollen ist. Ich hatte in der Gesamtausgabe bei Suhrkamp, Band 3,1, Seite 104, ein Prosastück von ihr gefunden, zwei, drei Seiten nur, es heißt "Künstler", da habe ich Elemente für das Gemälde rausgenommen. Mich würde interessieren, wie das echte ausgesehen hat.

Es gibt Kunstkritiker, die Ihre Fälschungen zur Konzeptkunst erklären, weil Sie damit die Absurditäten des Kunstmarkts thematisieren.

Helene Beltracchi: Damien Hirst sagt, der Kunstmarkt selber ist Kunst. Der legt seine Serienbilder auf den Tisch oder seinen Diamantschädel: Leute, ich verarsche euch jetzt. Und die Leute machen mit.

Der Kunstmarkt entscheidet darüber, was Kunst ist und was nicht. Gäbe es einen anderen Weg?

Beltracchi: Keine Ahnung. Sie sprechen ja immer über Moral.

Na und?

Beltracchi: Müssten Sie sich denn nicht fragen, wie es sein kann, dass Gerhard Richter sich selbst öffentlich darüber mokiert, dass ein Bild zwölf Millionen Euro kostet? Der Markt ist bereit, diese Summen zu zahlen. Nur derjenige, der am Ende der Kette steht, zahlt die gesamte Zeche.

Sie haben kräftig daran verdient.

Beltracchi: Ja, und ich kann nur sagen, dass ich mich nicht schämen würde, eigene Kunst ganz teuer zu verkaufen.

Würden Sie selbst viel Geld für das Bild eines Künstlers ausgeben?

Beltracchi: Die erste Frage wäre: Könnte ich das nicht selber malen? Die zweite: Gibt es überhaupt eins, das ich möchte? Jeder Mensch hat Bilder im Kopf, die ihm

wichtig sind. Die Geburt meiner Tochter, das ist zum Beispiel ein Bild, oder als ich das erste Mal meine Frau gesehen habe. Bilder der Liebe kann man nicht malen, sondern sich nur vorstellen. Also: Ich brauche kein Bild eines anderen Künstlers. Ich habe genug eigene.

Malen Sie gerade?

Beltracchi: Ja. Und ich signiere die Bilder mit Beltracchi.

Was malen Sie?

Beltracchi: Weiterhin klassische Moderne, aber mit Porträtfotos von mir kombiniert. Ich bin auch dabei, zwei große eigene Werke fertigzustellen, die ich vor der Verhaftung begonnen hatte, sowie ein Skulpturen-Triptychon. Vor allem male ich jetzt richtig groß. Die Bilder waren früher eher klein, maximal 80 mal 100, das war immer ein bisschen pingelig. Ein großes Bild zu malen ist einfach geiler.

Es gibt Leute, die das kaufen wollen?

Beltracchi: Ja. Das sind die gleichen, die auch sonst teure Kunst kaufen. Aber ich habe nicht so viel Bock zu malen, um damit die Schulden abzubezahlen. Das ist wie Auftragsarbeit. Ich muss es trotzdem.

Lieben Sie Kunst?

Beltracchi: Ich liebe meine Frau. Kunst finde ich schön.

Sind Sie ein Künstler?

Beltracchi: Natürlich.

Was ist ein Künstler?

Beltracchi: Einer, der Kunst macht.

Aber wann ist etwas Kunst?

Beltracchi: Für den Zyniker definiert sich Kunst über Geld. Das ist natürlich eine ganz traurige Aussage. Ein Künstler aber ist jemand, der kreativ tätig ist. Lesen Sie mal ein Buch von Beuys. Dann wissen Sie überhaupt nicht mehr, was Kunst ist.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

"Ich wünschte, die Linke hätte viele solche Zerstörer wie mich!"

Arno Luik, stern, 31.05.2012

Frage: Herr Lafontaine, ich mag nun frech wie Oskar sein, aber manchmal denke ich: Sie sind eigentlich ganz schön blöd.

Das habe ich in den letzten Wochen manchmal auch gedacht. Es war nicht leicht für mich zu sagen:

Ich stelle mich als Kandidat nochmals zur Verfügung. Es war ein innerer Kampf. Es ist doch klar, dass es ein massiver Verlust an Lebensqualität ist, nochmals Parteivorsitzender zu werden und Spitzenkandidat für die Bundestagswahl zu sein. Ich habe deswegen nächtelang schlecht geschlafen, ich meine ...

Frage: Ich meine, es gibt doch Schöneres, als sich mit den Genossen Bartsch oder Ramelow oder Pau in Hinterzimmern um die Macht in der Linken zu balgen, Richtungskämpfe auszutragen, dieser ganze nervende Kladderadatsch!

Ja, es gibt tatsächlich Schöneres.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frage: Zum Beispiel im Saarland zu sitzen mit einer jungen, klugen, attraktiven Frau, Ihrer Lebensgefährtin Sahra Wagenknecht, erst ein Glas Weiß-, dann Rotwein trinken und von Ihrer Terrasse in den Sonnenuntergang Richtung Frankreich schauen - eben Ihren Lebensabend richtig genießen.

Woher wissen Sie, dass ich von meiner Terrasse Frankreich sehe?

Aber es stimmt. Das waren auch Gründe, warum ich mich so gequält habe. Was sollst du jetzt machen?

Was ist richtig? Jeder Mensch kennt dieses Hin- und Hergerissen-Sein.

Frage: Sie sind nicht mehr der Jüngste. Es ist doch ein Unterschied, ob man eine Partei mit 50 in den Wahlkampf führt oder als 70-Jähriger.

Meine Leidenschaft fürs Politische ist nicht gebrochen. Aber manchmal bin ich schon müde.

Jeder Politiker muss aufhören, wenn er spürt, dass seine Kräfte nachlassen und dass andere die Aufgaben, die er sich selbst noch zumuten würde, besser machen.

Ich habe mich nicht nach Berlin gedrängt, ich wurde aufgefordert, diese Aufgabe zu übernehmen.

Frage: Also gaben Sie den Wünschen der anderen nach? Ist es so? Und Sie selbst waren zerrissen zwischen Pflicht und Lebenslust?

Ja, die Linke ist ja auch mein Projekt, das ...

Frage: Jetzt den Bach runtergeht.

Nein, aber sie ist wirklich in Gefahr.

Es war einfach meine Pflicht zu schauen, ob ich helfen kann.

Frage: Pflicht - so eine Sekundärtugend, die Sie 1982 bei Helmut Schmidt verhöhnten mit dem Satz: Damit kann man auch ein KZ führen.

Dieses Zitat stand im stern, es war in einem anderen Kontext gesagt, nicht autorisiert und wurde absichtlich missverstanden - aber egal, Deutschland braucht die Linke, es war meine Pflicht, meine Hilfe anzubieten, Deutschland braucht eine Kraft, die dagegenhält: gegen Sozialabbau, gegen den Abbau der Demokratie in Europa, eine Kraft, die gegen Kriege ist, die ...

Frage: Als tragische Figur stehen Sie nun da.

So sehen das meine Gegner, nicht ich.

Frage: Die Berliner "tageszeitung" warf Ihnen "tumbes Führerverhalten" vor, Ihren Rückzug sah sie so: "Er hat es ganz allein zu verantworten, dass er die große Bühne als jämmerlicher, eitler, alter Mann verlässt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Solche Kommentare blamieren immer den Schreiber selbst. Von meinem verstorbenen Freund Horst Eberhard Richter weiß ich, dass bei so viel Gehässigkeit eine Projektion stattfindet, dass man dem anderen Menschen die eigenen Schwächen andichtet. Wenn ich so etwas lese, zucke ich mit den Schultern und lache.

Frage: Lachen Sie wirklich? Lachen Sie diese Häme einfach weg?

Ja, oder haben Sie den Eindruck, dass ein verzweifelter Mensch vor Ihnen sitzt?

Frage: Nein, aber trotzdem: Sie wollten der Retter sein, der Heilsbringer

Das sind die Vokabeln der "Parteifreunde", die sich seit Jahren an mir abarbeiten.

Frage: Sie wollten, dass Ihnen der rote Teppich ausgerollt wird, dass Sie diktieren, wie Ihre Rückkehr an die Spitze der Linkspartei zu verlaufen hat, dass Sie ohne Gegenkandidat inthronisiert werden.

Das wollte ich eben nicht. Man mag mir Eitelkeit unterstellen, aber nochmals: Ich sah mich nicht als Retter. Dank meiner christlichen Erziehung weiß ich, dass man sich nicht zum Heilsbringer aufwerfen kann. Ich dachte, auch in der Linken würde verstanden, dass ein Vorsitzender und Spitzenkandidat einen Geschäftsführer braucht, auf den er sich verlassen kann.

Frage: Vielleicht wollen Sie nun die Dinge schönreden. Fakt ist: Eine Kampfkandidatur gegen Dietmar Bartsch lehnten Sie ab. Als Demokrat sahen Sie da nicht gut aus, eher als anmaßend, als autoritär.

Ich könnte Ihnen nun einfach antworten:

Kohl, Merkel, Schmidt, Genscher, Schröder - sie alle wurden in der Regel Parteivorsitzende oder Kanzlerkandidaten nach Hinterzimmer-Absprachen, ohne Gegenkandidaten. Sind das alle keine Demokraten? Alle, um den Jargon der "taz" zu benützen, "tumbe Führer"? Ich fühle mich - ehrlich gesagt - auch etwas unter Wert gehandelt, wenn man mir eine Kampfkandidatur nicht zutraut.

Frage: Sie sagen: Sie sind gebeten worden.

Das sagen alle, immer. Niemand sagt: Ich lechze nach Macht, nach Ruhm, nach Ehre.

Ich bin jetzt 68. Da sehen Sie alles, gerade dieses Spiel der Eitelkeit, entspannter. Sie haben doch das Gespräch mit der Frage begonnen, ob ich blöd sei? Also: Warum tut er sich das an? Was denken Sie, wie die Kampfkandidatur medial verarbeitet worden wäre?

Es hätte geheißen, da kämpft ein alter Herr, der von der Politik partout nicht lassen kann, noch einmal verbissen um die Macht.

Dazu war ich mir zu schade.

Frage: Sie wollten die Macht einfach so.

Was für eine Macht denn? Die Macht, in endlosen Konferenzen zu sitzen, die Macht, mal eine Pressekonferenz zu geben? Die Macht, vom Verfassungsschutz beobachtet zu werden? Nein, auch die große Bühne lockt mich nicht mehr. Als ich zum ersten Mal das Blitzlichtgewitter erlebt habe, habe ich mich darin gesonnt.

Aber das ist sehr lange her.

Irgendwann nervt das eher. Mein Motiv war es, dem Projekt der Linken zu helfen.

Frage: So hilflos, so sich selbst zerfleischend, wie die Linke sich präsentiert, könnte sie eine genial-per- fide Erfindung des Internationalen Währungsfonds, der Deutschen Bank oder McKinseys sein. Diese Herren des Geldes und der Macht, also die "Finanzmafia", wie Sie gern sagen, können sich doch nur schlapp lachen über diese Oppositionspartei.

Leider kann ich Ihnen nicht wirklich mit Verve widersprechen.

Frage: Sie können, was kein deutscher Politiker kann, Steinbrück nicht, Steinmeier schon gar nicht, Merkel erst recht nicht, Menschen mit Ihren Worten begeistern. Nach einer Rede von Ihnen sagte Willy Brandt, "es war, als ob man Jesus über die Saar hat kommen sehen". Wie ist das, wenn man die Macht hat, Menschen dazu zu bringen, die Bastille zu stürmen?

Sehr freundlich, bloß - wo ist in Deutschland die Bastille? Vielleicht sind es ja heute die Banktürme in Frankfurt? Ich hab früh gemerkt, dass ich diese Gabe habe. Und der Beifall schmeichelt natürlich. Aber auch das nutzt sich ab. Und man muss vorsichtig sein mit dieser emotio. Ich war vor vielen Jahren bei einem Konzert von

Lindenberg, er sang: "Sie brauchen keinen Führer!", und der Saal ging voll mit, die Leute tobten. Ich stellte mir damals die Frage, hätte er das "k" weggelassen, wie viele hätten dann genauso gejubelt?

Frage: Ernüchternd. Also, die Aufklärung gibt es nicht?

Aufklärung ist eine mühsame, eine ständige Aufgabe, gesellschaftlicher Fortschritt ist immer bedroht. Es tobt jetzt ein erbitterter Kampf um die Art unseres Gemeinwesens.

Wir stecken mitten in einem Kulturkampf.

Frage: Was meinen Sie damit?

Die politische Sprache ist durch und durch korrumpiert. Staatsschuldenkrise.

Was für ein Lügenwort!

Ein Kampfwort, das auch von den Medien in die Köpfe der Menschen gehämmert wurde.

Wir haben keine Staatsschuldenkrise.

Wir haben eine Bankenkrise.

Wenn ich Frau Merkel höre: "Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt!" Wie bitte?

Wer hat denn über seine Verhältnisse gelebt? Ich bin immer wieder fassungslos über diese ökonomische Ahnungslosigkeit.

Frage: Sie regen sich nun richtig auf!

Ja. Über die Verhältnisse leben Gesellschaften, die mehr Waren verbrauchen, als sie selbst herstellen.

Unter den Verhältnissen leben Staaten, die mehr Waren herstellen, als sie selbst verbrauchen.

Deutschland ist also ein klassisches Land, das unter seinen Verhältnissen lebt. Aber solange die Kanzlerin in ihrer Analyse die Dinge auf den Kopf stellt, wird sie immer Fehlentscheidungen treffen. Die Krise wird immer weiter eskalieren.

"Die Dinge falsch benennen", sagt Albert Camus, "heißt das Unglück der Welt vergrößern."

Frage: Herr Lafontaine ...

Das wollen Sie so nicht hören, oder?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frage: Ach, kein Problem, mich reden Sie nicht schwindlig. Sie sagen ja auch, "die Linke vertritt die Interessen der Mehrheit". Nur: Wenn Sie sich umdrehen, sehen Sie nicht gerade die Massen hinter sich oder hinter der Linken.

Das hat mit diesem Kulturkampf zu tun, vom dem ich eben sprach

Frage: Nun bin ich gespannt.

Es tobt ein Kampf um die Köpfe.

Jetzt muss ich mal Paul Sethe ...

Frage: Er war Gründungsmitglied der "FAZ", er schrieb auch für den stern und "Die Zeit", er war ...

... bemühen. Pressefreiheit, schrieb er, sei "die Freiheit von 200 reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten".

Frage: Aha.

Nicht aha, sondern so so. Sie können davon ausgehen, dass die Reichen nicht die Meinung der Linken verbreiten. Wenn wir eine Millionärssteuer fordern, werden schon manche Chefredakteure sauer. Unsere Gerechtigkeitsvorstellungen widersprechen den Interessen der Reichen, wenn ich sage, die Vermögen sind ungerecht verteilt - warum sollen die Familien Burda, Springer, Jahr, Bauer diese Botschaft mit Begeisterung unters Volk bringen?

Frage: Jetzt, zur Abwechslung, beleidigen Sie mich. Sie sagen, ich schreibe, was "die Reichen" von mir verlangen?

Nein, das sage ich nicht. Sie sind, wie wir alle, auch Opfer dieser Strukturen. Es gibt immer wie der Artikel oder Fernsehsendungen, die Widersprüche enthüllen.

Also aufklärerisch im besten Sinne sind. Aber sie ändern an den Strukturen nichts. Ich sage nur:

Solange diese Machtstrukturen in der Medienwelt so sind, wie sie sind, wundere ich mich nicht, dass unsere Gedanken nur schwer durchdringen.

Frage: Sie sagen jetzt: Der Bürger ist dumm, der Wähler ist zu doof, um für seine Interessen zu stimmen.

Mal langsam. Große Vermögen vermögen viel. Ich will jetzt nicht mit Marx kommen und seinem Diktum, dass die herrschenden Gedanken immer die Gedanken der Herrschenden sind. Ich berufe mich auf Goethe: "Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

Frage: Das hört sich klug an, nur: Was soll es bedeuten?

Dass die Herren, also die wirtschaftlich Mächtigen, den Zeitgeist machen. Es ist anstrengend, diesen Zeitgeist zu brechen. Nach der Lektüre eines Buchs von Alexander Mitscherlich hat mich diese Frage umgetrieben. Als ich ihn mal traf, habe ich ihn gefragt: Wie viele Menschen, glauben Sie, sind zu eigenständigem Denken in

der Lage? Er saß lange da, dann meinte er: "Sieben Prozent." Das hat mich dann doch ernüchtert.

Wer sich gegen den Zeitgeist stellt, braucht viel Kraft.

Frage: Beneiden Sie eigentlich den jungen Alexis Tsipras, der sich gegen den Zeitgeist des Sparens stellt, der in Griechenland aber wahrscheinlich das schafft, was Sie nie erreicht haben: dass seine Linkspartei "Syriza" beste Chancen hat, stärkste Partei zu werden?

Ich beneide ihn nicht. Es ist eine außergewöhnlich dramatische Situation in Griechenland. Menschen bringen sich dort um, weil sie keinen Ausweg mehr sehen, Mütter geben ihre Kinder ab, weil sie nicht mehr wissen, wie sie sie ernähren sollen, Rentner züchten auf dem Balkon Nutzpflanzen, junge Menschen fliehen ins Ausland.

Tsipras wird es sehr schwer haben. Als Regierungschef muss er Kompromisse finden, die seine Wähler nicht enttäuschen. Denkt eigentlich Frau Merkel darüber nach, was ihr Spardiktat den Menschen antut?

Frage: Wieso bringen Sie nun Angela Merkel ins Spiel?

Weil Frau Merkel umsetzt, was die Banken haben möchten. Die Banken aber führen Krieg gegen die Völker Europas

Frage: Grüß Gott, Herr Populist! Solche Sätze machten Sie 1998 zum "gefährlichsten Mann Europas".

Das ist nicht mein Satz. Das hat der amerikanische Ökonom Michael Hudson neulich in der "Frankfurter Allgemeinen" geschrieben.

Er hat auch die Immobilienblase und den folgenden Crash in den USA vorausgesagt. Was aber hat Merkel vorausgesagt? Nichts.

Sie muss mit immer mehr Steuergeld, mit Hunderten Milliarden Euro, den Schaden reparieren, den sie anrichtet. Sie ist nicht nur die gefährlichste, sondern auch die teuerste Frau Europas.

Frage: Wenn Angela Merkel so weitermacht, meinen Sie, geht alles in die Grütze.

Ja, sie gefährdet den Euro, sie gefährdet die Idee von Europa, die Demokratie und den Sozialstaat.

Ich galt als gefährlich, weil ich im Sinne der Demokratie die Macht der Banken einschränken wollte.

Sie ist gefährlich, weil sie den Finanzmarkt nicht durchschaut und alles macht, was die Banken möchten: Ihre Entscheidungen sichern das Geld der Reichen. Die Risiken trägt der Steuerzahler.

Frage: Sie reden nun, als ob die Kanzlerin Spaß daran hätte, die Bürger zu quälen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie merkt ja gar nicht, was ihre Politik den Menschen antut, sie sieht ja nicht die Griechen in ihrem Elend. Sie weiß nicht, wie die Machtstrukturen funktionieren.

Dieses Nichtwissen hat für einen kurzen Augenblick der Transparenz gesorgt - als sie den Chef der Deutschen Bank, Herrn Ackermann, zu seinem 60. Geburtstag ins Kanzleramt einlud.

Wer die Richtlinien der Politik bestimmt, hat natürlich Anspruch, im Kanzleramt zu feiern.

Frage: Das ist doch platt, das ist nun vulgärmarxistisch argumentiert.

Meinen Sie? Ich würde sagen, das ist ein kritisch-analytischer Blick auf die wirklichen Herrschaftsverhältnisse.

"Geld regiert die Welt", sagt der Volksmund.

Seit 50 Jahren agiere ich in der Politik, und ein wenig, das müssen Sie mir schon glauben, habe ich da mitbekommen, wer das Sagen hat im Land.

Frage: Am 2. Juni ist Parteitag der Linken.

Angenommen, der Bartsch-Flügel, von dem Sie meinen, er bedeute das Ende der Linken, setzt sich bei den Wahlen durch - greifen Sie dann zum Mikro, um mit einer fulminanten Rede Ihre Lebensgefährtin Sahra Wagenknecht an die Spitze zu bringen?

Wir brauchen jetzt eine Spitze, die die Partei zusammenführt und ...

Frage: Nett, wie Sie das sagen - in dem Augenblick, in dem Ihre Partei sich wie eine Rasselbande benimmt. Der Laden fliegt doch bald auseinander.

Das wäre fürchterlich für das Land. Ich will, dass die Linke ein gesamtdeutsches Projekt bleibt.

Sahra Wagenknecht übrigens brauchte und braucht niemanden, der sie nach vorn bringt. Es ärgert mich, dass sie jetzt oft nur noch als "meine Lebensgefährtin" dargestellt wird. Sie ist eine eigenständige politische Persönlichkeit.

Frage: Jetzt muss ich mal ganz tief Luft holen:

Mein Gott, was Sie alles waren und sind: Bürgermeister, Oberbürgermeister, Landtags- und Bundestagsabgeordneter, Ministerpräsident, SPD-Chef, Kanzlerkandidat, Finanzminister, Fast-Parteizerstörer, Bestsellerautor, Parteigründer, Linkenchef, Wieder-fast-Parteizerstörer ..

Stopp, Sie können wieder Luft holen.

Das ist nun wirklich lustig, dass ich Parteizerstörer sein soll!

Das sagen auch die amerikanischen Geheimdienste über mich, ich hätte die SPD und die Linke zerstört! Mit mir hatte die SPD ein Wahlergebnis von 40,9 Prozent, als

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ich Linkenchef war, kam die Partei auf 11,9 Prozent! Ich wünschte, die Linke hätte noch viele solcher Parteizerstörer! Aber Ihre Aufzählung meines Lebens zeigt: Es war nicht langweilig!

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

„Die Serben durften nicht entscheiden, wo sie leben wollen“

An diesem Sonntag wird in Serbien ein neuer Präsident gewählt. Tomislav Nikolić fordert Präsident Tadić heraus. Er spricht über seine Vergangenheit als Tschetnik-Führer im Kroatienkrieg und seine Wandlung zum EU-Befürworter.

Michael Martens, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.05.2012

So lange ich lebe, soll mir bloß niemand erzählen, dass Radovan Karadžić und Ratko Mladić Verbrecher sind.“ So sagte es Tomislav Nikolić, damals stellvertretender Vorsitzender der oppositionellen „Serbischen Radikalen Partei“ (SRS), im Juli 2007 auf einer Veranstaltung mit dem Titel „Die Wahrheit über Srebrenica“. Dass in Srebrenica im Juli 1995 mehr als 7000 bosnische Muslime von Truppen der bosnischen Serben ermordet wurden, dass General Mladić nach der von seinem Kameramann auf Video festgehaltenen Einnahme der Enklave „Rache an den Türken“ ankündigte und dann auf grausame Weise verwirklichte - all das spielte auf der Konferenz selbstverständlich keine Rolle. Ebenso wenig wie die Politik systematischer „ethnischer Säuberungen“ des bosnischen Serbenführers Karadžić.

Stattdessen wurde das Massaker von Srebrenica als Erfindung des französischen Geheimdienstes abgetan. Noch liefere die verräterische Belgrader Regierung serbische „Helden“ an das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag aus, „aber nicht mehr lange, denn die Radikalen werden an die Macht kommen“, drohte Nikolić damals.

Kein Bedauern über ermordeten Journalisten

Von dem radikalen Politiker, geboren 1952 in der zentralserbischen Industriestadt Kragujevac, gibt es viele solcher haarsträubenden Äußerungen. Nach der Ermordung des oppositionellen Journalisten Slavko Ćuruvija in Belgrad im Jahr

1999 sagte Nikolić, er bedauere dessen Tod nicht. Als er Jahre später in einem Interview auf den Satz angesprochen wurde, entspann sich folgender Dialog:

Journalist: Würden Sie den Satz: ‚Ich bedauere es nicht, dass Slavko Ćuruvija ermordet wurde‘, zurücknehmen? Nikolić: Nein. Journalist: Sie würden den Satz nicht zurücknehmen? Sie stehen immer noch dazu? Sie würden ihn wiederholen? Nikolić: Na und? Journalist: Nichts, ich frage nur. Ich bin einfach nur etwas angeekelt. Nikolić: Die Tatsache, dass Sie angeekelt sind, bedeutet nicht, dass es nicht schön ist.”

Kriegstreiberische Rhetorik

Ungewöhnlich war diese Rhetorik für Nikolić nicht, denn die SRS ist die Partei des serbischen Ultranationalisten Vojislav Šešelj, der einst gefordert hatte, man solle jedem Kroaten mit einem rostigen Löffel die Augen auskratzen. Im Serbien der neunziger Jahre war die SRS in der Opposition gegen Kriegstreiber Slobodan Milošević - weil er ihr nicht radikal genug war. Die SRS forderte Krieg, und sie führte Krieg. In Belgrad terrorisierten ihre Schlägertrupps die serbische Bevölkerung, während von der SRS aufgestellte Freischärlereinheiten („Tschetniks“) in Bosnien und Kroatien im Namen „Großserbiens“ plünderten und mordeten.

Šešelj und Nikolić wollten Kroatien zerschlagen und die kroatische Bevölkerung auf einen Rumpfstaat westlich der Orte Karlobag, Ogulin, Karlovac und Virovitica zurückdrängen. Die SRS unterstützte auch die Belagerung völlige Zerstörung der kroatischen Stadt Vukovar im Jahr 1991. Die sich anschließenden Massaker wurden geleugnet, die Vertreibung der nichtserbischen Bevölkerung aus der Donaustadt hingegen damit begründet, dass Vukovar schließlich eine „serbische“ Stadt sei, andere Völker dort also nichts zu suchen hätten. Serbien ist in der Diktion des serbischen Nationalismus überall dort, wo es serbische Gräber gibt.

Aus Kosovo und Bosnien sollten alle Muslime und Kroaten vertrieben werden. Von den Kosovo-Albanern sprach Nikolić grundsätzlich nur als den „Šiptari“, was in etwa der Konnotation von „Spaghettifressern“ oder „Kümmeltürken“ entspricht.

Fünf Jahre und eine Parteigründung später

Knapp fünf Jahre später, im Frühjahr 2012: Nikolić, ein freundlicher Herr Anfang 60, sitzt in seinem Belgrader Büro und empfängt zum Gespräch. Von seinen alten Aussagen will er nichts mehr wissen. Unter dem Einfluss von Demoskopen und Imageberatern hat er sich von der SRS und ihrem vor dem Kriegsverbrechertribunal angeklagten Chef abgewandt, um die „Serbische Fortschrittspartei“ zu gründen. Er tritt jetzt als „Pro-Europäer“ auf, der Serbien in die EU führen will. An diesem Sonntag tritt Nikolić im Stichentscheid der serbischen Präsidentenwahl gegen Amtsinhaber Boris Tadić an. Im Interview mit der F.A.Z. nimmt er zu seiner Vergangenheit Stellung und stellt neue abenteuerliche Thesen auf. Wir haben ihn reden lassen. Denn niemand desavouiert Nikolić besser als Nikolić.

Herr Nikolić, Sie haben gesagt und sagen bis heute, Großserbien sei Ihr „Traum und Wunsch“, auch wenn es vielleicht stets nur ein Wunsch und ein Traum bleiben werde. Wie wird ein Präsident mit solchen Wunschträumen wohl in Sarajevo oder Zagreb gesehen?

Solche Aussagen hören Sie von mir schon seit vier Jahren nicht mehr.

Noch 2011 haben Sie in einem Interview genau das gesagt.

Das stimmt. Es gibt nämlich Träume, die sich der Mensch nie erfüllen kann. Aber ich sage schon seit langem, dass Kroatien ein international anerkannter Staat ist, dass die kroatischen Grenzen an der Donau sind und es keine weiteren Grenzveränderungen geben wird. Dasselbe gilt für Bosnien-Herzegowina. Das ist ein Staat, der zwei Entitäten hat, die nur sehr schlecht miteinander auskommen. Es ist aber nicht meine Schuld, dass Bosnien als Staat nicht funktioniert. Ich unternehme nichts, um ihn zu destabilisieren. Genauso, wie ich wünsche, dass Serbien in den von der Staatengemeinschaft anerkannten Grenzen existieren kann, wünsche ich dieses Recht auch anderen Staaten. Meine Träume aus der Zeit, als Jugoslawien zerfiel, als sich entschied, wer wo leben wird, haben sich leider nicht verwirklicht. Und sie werden sich auch offensichtlich nicht mehr verwirklichen.

Das haben Sie noch im vergangenen Jahr etwas anders ausgedrückt.

Vielleicht habe ich gesagt, dass Großserbien ein unerfüllter Traum sei, aber ich sage schon seit vier Jahren nicht mehr, dass dieser Traum irgendwann erfüllt werden

könne. Es ist ein Traum, den man träumen kann, aber es ist offensichtlich, dass die internationalen Beziehungen, die Achtung der territorialen Integrität und Souveränität sowie die Beziehungen, die Serbien mit seinem EU-Beitrittsantrag eingegangen ist, keine Veränderungen mehr erlauben.

Es gibt noch weitere frühere Aussagen von Ihnen, die wir gern kommentiert sehen.

Nur zu. So geht man eben mit mir um.

In einem Interview mit der Zeitung „Novosti“ haben Sie im November 1995 gesagt, dass Sie ein Mitglied der serbischen Tschetnik-Bewegung seien. Was bedeutet das?

In der serbischen Armee existierten vor dem Zweiten Weltkrieg Spezialeinheiten, so wie jede Armee Sondereinheiten hat. Diese Einheiten wurden Tschetniks genannt. Sie gingen voran, es war die Vorhut, die die schwierigsten Aktionen durchführte. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Tschetniks als monarchistische Truppen im Vaterland von den Alliierten unterstützt. Aber dann siegten die Partisanen und die Unterstützung der Alliierten ging auf sie über. Die Tschetniks gerieten in Verruf. Jedes Mal, wenn ein Serbe in den Krieg zieht, bildet sich diese Tschetnik-Bewegung. Als es zu den Konflikten in Jugoslawien kam, war es laut Verfassung möglich, dass sich Freischärlereinheiten unter dem Oberkommando der regulären Streitkräfte bildeten.

Auch Sie waren als Tschetnik im Krieg?

Ich war als Freiwilliger im Krieg und ich schäme mich nicht deswegen. Mir wurde der Titel eines Tschetnik-Führers verliehen. Aber als Slobodan Milošević 1993 die Serbische Radikale Partei angriff und beschuldigte, dass wir bewaffnete Truppen unterhalten und einen Sturz der Regierung vorbereiten, haben wir die Tschetnik-Bewegung aufgelöst. Seither wurde sie nicht wieder aufgestellt. Damals habe ich aber gesagt, dass ich als Tschetnik-Führer immer Tschetnik sein müsse und dass ich, wenn mich wieder jemand ruft, Serbien wieder verteidigen werde.

Als Präsident Serbiens könnten Sie mit einer solchen Vergangenheit die Hälfte der Nachbarstaaten nicht besuchen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel Kroatien.

Ich bin in diesem Jahr zwei Mal durch Kroatien gefahren.

Als Bürger Serbiens. Aber als Staatspräsident?

Das hängt von Kroatien ab. Ich kann nicht darüber entscheiden, ob Kroatien mich empfängt oder nicht. Ich werde den kroatischen Präsidenten in Belgrad empfangen. Das gehört zu meinen präsidentialen Pflichten. Mich wählt das Volk nicht, um mit anderen zu streiten, sondern damit ich Kontakte herstelle. Warum sollte Kroatien keinen Kontakt mit mir wollen?

Wegen Ihrer früheren Aussagen.

Bin ich denn ein Schurke? Bin ich ein Verbrecher? Habe ich etwas überhört? Ich bin für Kroatien kein Verbrecher. Und ich bin auch als Bürger kein Verbrecher. Für Kroatien werde ich ein Präsident sein, den das Volk Serbiens gewählt hat. Wenn Kroatien es wünscht, arbeiten wir zusammen. Wenn nicht, ist das Kroatiens Recht. Kroatien wird bald Mitglied der EU sein, aber es wird gegenüber Serbien auf ungerechtfertigte Weise bevorzugt. Die Frage der aus Kroatien vertriebenen Serben und ihrer Immobilien ist nicht gelöst. Kroatien ist es nicht gelungen, genügend Sicherheit herzustellen, damit Serben gefahrlos zurückkehren können. Außerdem können sie nicht über ihre Immobilien verfügen. Es gibt also keinen Grund, dass Kroatien auf mich böse ist.

In Vukovar leben heute mehr Serben als vor zehn Jahren. Das sagt selbst der Bürgermeister Vukovars.

Weil Vukovar eine serbische Stadt war. Dorthin haben Kroaten nicht zurückzukehren.

Kehren wir zu Ihrer Vergangenheit zurück. Am 3. November 1991 forderte die Serbische Radikalen Partei in einer von Ihnen unterzeichneten Erklärung die

damaligen Regierung Jugoslawiens auf, „dass ein allgemeiner Angriff auf Dubrovnik befohlen wird, die erste Ustascha-Stadt, die rücksichtslos...“

„...alle serbischen Häuser zerstört hat.“ Ich weiß, was ich getan habe. Aber ich war damals nicht Präsident. Ich war nicht einmal Abgeordneter. Ich habe als Bürger gesprochen. Die Partei war gerade erst gegründet worden. So wird man aber dem Kern des Problems im Gebiet Dubrovnik nicht gerecht. Über Nacht wurden alle serbischen Häuser zerstört, alle! Wir Serben haben sehr gern in der Umgebung Dubrovniks gelebt, dort hatten wir unsere Häuser. Und dann kamen neue Machthaber nach Dubrovnik und zerstörten über Nacht alle serbischen Häuser. Wie hätten wir da reagieren sollen? Wenn serbische Häuser brennen, was hätten wir da sagen sollen? Schon gut, sollen sie mal serbische Häuser zerstören?

In einer von Ihnen unterzeichnete Verlautbarung der Serbischen Radikalen Partei aus dem Jahr 1991 heißt es: „Siptari, die sich nicht als Bürger Serbiens registriert haben, müssen nach Albanien, und die Kroaten sollen sich eben mit Italien und Ungarn einig werden, wie sie ihr Territorium westlich der Linie Karlobag - Ogulin - Karlovac - Virovitica aufteilen

Das war damals die Politik der Serbischen Radikalen Partei, die wir alle unterstützt haben.

Es war also auch Ihre Politik?

So ist es. Ich gehörte dieser Partei an. Ich musste diese Politik befolgen.

Und was denken Sie heute darüber?

Was wäre denn gewesen, wenn Serbien diesen Krieg nicht verloren hätte? Wenn Serbien nicht bombardiert worden wäre und das serbische Volk hätte wählen können, wo es leben will? Wo würde es dann leben? In welchem Staat?

In Großserbien?

Wie auch immer man es nennen will. Niemand hat dem serbischen Volk die Möglichkeit gegeben, sich zu entscheiden, wo es leben will. Als das serbische Volk gesagt hat, dass es hier leben und seinen Staat so nennen möchte, wie es das will, da

wurde es vertrieben, damit es niemals zurückkehre. Wer einen Teil seiner Einwohner vertreibt, lädt Schuld auf sich, nicht nur nach dem Völkerrecht.

Ist es korrekt, dass Sie die territoriale Integrität von Staaten inzwischen für eine wichtige Angelegenheit halten?

Die Integrität darf nicht angetastet werden. Das ist vorbei. Die Staaten existieren, sie sind international anerkannt. Das, an was Sie mich erinnern, das war damals. Damals haben wir alle gegeneinander gekämpft, um neue Grenzen zu bekommen. Europa hat sich auf die Seite Kroatiens und gestellt und in Bosnien Alija Izetbegović unterstützt, und so bekamen wir eben die Grenzen, die wir heute haben. Heute sind es Staatsgrenzen.

Wie steht es mit dem Kosovo und einer möglichen Teilung?

Das Kosovo ist ein verfassungsmäßiger Teil Serbiens, und daran muss sich auch der Präsident halten. Verfassungswidriges Verhalten ist strafbar. Wir können reden und müssen verhandeln, aber selbst Herr Tadić, der gesagt hat, der EU-Beitritt Serbiens sei alternativlos, hat sich nicht bereit erklärt, die Unabhängigkeit des Kosovos anzuerkennen. Wie sollte ich es da können?

Sie haben gesagt, das serbische Volk solle sich in einem Referendum zum Kosovo äußern.

Weil auch die Verfassung in einem Referendum angenommen wurde. Das liegt in den Händen der Bürger. Kosovo gehört nicht mir und nicht Tadić. Es ist das Eigentum aller Bürger Serbiens. Nicht wir Politiker können darüber entscheiden. Das können nur die Bürger Serbiens.

Ein Zitat von Ihnen aus einem Interview im „Kurir“ im Jahr 2003: „Ich habe die Idee, die Vojislav Šešelj vertreten hat, nicht aufgegeben und habe mich niemals geschämt deswegen. Ich habe mich immer dafür eingesetzt, dass das ganze serbische Volk in einem Staat lebt und werde dieses Projekt nie aufgeben. Wenn ich Präsident werde, werde ich den Anschluss der Republika Srpska ans Mutterland Serbien anstreben. Ich werde den Verlust der serbischen Länder, die die Kroaten mit Hilfe der Vereinten Nationen besetzt haben, nie verschmerzen.“

Damals war ich Stellvertreter des Vorsitzenden der Serbischen Radikalen Partei - und gestatten Sie mir, dass ich den Verlust diese serbischen Territorien nie verschmerzen werde. Aber das ist meine persönliche Empfindung.

Sind die „serbischen Territorien“ immer noch „unter Besatzung“?

Wissen Sie eigentlich, wie die Aktion „Blitz“ ausgeführt worden ist? Die kroatische Armee ist zwischen den Checkpoints durchmarschiert, an denen die UN-Vertreter saßen, und dann hat man die Serben vertrieben und ermordet.

Im November 2003 sagten Sie der Zeitung „Vesti“: „Was Kroatien betrifft, so werden wir mit ihnen in diesen Grenzen keine diplomatischen Beziehungen unterhalten.“ Würden Sie sich als Präsident dafür einsetzen, die diplomatischen Beziehungen Serbiens zu Kroatien wieder abubrechen?

Sollte ich etwa zu der Ideologie zurückkehren, vor der ich fortgelaufen bin? Ich habe mich davon entfernt und andere Werte angenommen. Ich bin einer der Schöpfer der neuen serbischen Verfassung, in der europäische Werte festgehalten sind. Die Regierung versucht zwar, mir zu unterstellen, meine Hinwendung zur EU sei nicht aufrichtig, aber das ist sinnlos.

Es gibt da diesen Videoclip, in dem zu sehen ist, was Sie früher sagten und was heute.

Das hat keinen Einfluss auf die Wähler.

Es ist aber doch seltsam, wenn jemand heute eines sagt und morgen das Gegenteil davon.

Ein französischer Philosoph sagt, nur ein Dummkopf ändere seine Meinung nicht. Ich habe einen Prozess durchgemacht und abgeschlossen. Niemand kann mich mehr dorthin zurückbringen.

Aber Sie haben sich nie entschuldigt und gesagt: Es war ein Fehler.

Nein. Es ist jetzt schwer zu sagen, ob das, was man 1991, zu Kriegszeiten, gesagt hat, ein Fehler war.

Aber auch mehr als zehn Jahre nach 1991 haben Sie noch solche Dinge gesagt.

Es gibt ja auch jetzt politische Parteien, die zu dieser Zeit zurückkehren und auf diese Weise Stimmen gewinnen.

Wir zitieren Ihre früheren Aussagen ja auch nur, um zu wissen, wie Sie heute darüber denken.

Zitieren Sie ruhig. Aber Sie haben sich genau das herausgesucht, wofür ich heute nicht stehe. Die Demokratische Partei von Boris Tadić macht das heute genauso.

Warum sagen Sie nicht klar, dass Sie heute anders denken?

Das sage ich doch, wenn Sie mich verstanden haben.

Über Mazedonien sagten Sie im Februar 1996 in einem Interview: „Sollte es zu einem Zerfall Mazedoniens kommen, sind wir der Ansicht, dass dies durch eine Aufteilung dieses Territoriums in vier Teile geschehen sollte. Ein Teil fiel an Griechenland und die anderen drei an Serbien, an die Siptari und an Bulgarien. Auf diese Art gäbe es keinerlei Probleme mit der Grenze zu Mazedonien, und mit dem brüderlichen Griechenland wären wir direkte Nachbarn.“ Auch in Skopje wird man Sie nicht gerne sehen.

Ich pflege inzwischen eine persönliche Freundschaft zum mazedonischen Regierungschef, und als der Präsident Mazedoniens vor einigen Monaten in Belgrad war, wollte er sich ausdrücklich auch mit mir treffen. Obwohl das Protokoll des serbischen Präsidenten das zu verhindern suchte, haben wir uns getroffen und eine Stunde miteinander gesprochen. Zum mazedonischen Präsidenten habe ich ausgezeichnete Beziehungen. Mazedonien weiß, wann und warum ich das gesagt habe. Mazedonien weiß, dass das heute überhaupt keine Frage unserer Konflikte und Diskussionen ist. Ich wiederhole, was heute meine Ideologie ist, nämlich das jeder von den Vereinten Nationen anerkannte Staat seine Grenzen hat, die Serbien achten muss.

Über das Kosovo sagten Sie auf einer Wahlkampfveranstaltung in der ostserbischen Provinzstadt Pirot im Jahr 1995: „Die Siptari, die den serbischen Staat nicht anerkennen, müssen sofort aus dem Kosovo vertrieben werden. Wie

sollen sie vertrieben werden? Griechenland hat angekündigt, dass es 300.000 Siptari aus Griechenland vertreiben wird, und niemand hat sich deswegen empört. Aber wir werden sie nicht vertreiben, sie werden selbst fortgehen. Wenn wir bei den Wahlen gewinnen, werden sie einen Grund haben, fortzugehen“. Solche Rhetorik ist der Grund dafür, dass Serbien das Kosovo verloren hat.

Das Kosovo ging nicht wegen meiner Aussagen verloren, sondern wegen des Verhaltens derer, die an der Macht waren.

Die Serbische Radikale Partei war aber noch radikaler als Milošević.

So ist es.

Milošević war sozusagen die sanfte Version Ihrer Politik.

Das ist Vergangenheit. Inzwischen sind damals geborene Kinder volljährig, viel Zeit ist vergangen. Aber Milošević war damals dem Westen genehm, er hat das Kosovo verloren.

Auch Sie haben mit Ihrer Rhetorik dazu beigetragen.

Serbien hat verloren. Unsere Rhetorik hatte keinen Einfluss auf die Politik.

Keinen Einfluss?

Nein. Wir waren damals in der Opposition.

Sie haben damals Milošević beschuldigt, nicht entschlossen genug aufzutreten, weil sie mehr Krieg wollten.

Also haben wir keinen Einfluss darauf gehabt. Alles, was der Staat getan hat, tat Milošević.

Sie haben Milošević seinerzeit beschuldigt, seine Politik sei nicht aggressiv genug.

Es gibt doch auch in Deutschland radikale Parteien. Haben die einen Einfluss auf die Politik? Nein.

Sie hatten 35 bis 40 Prozent der Stimmen.

Aber trotzdem nichts zu sagen.

Sie wollen sagen, dass Sie keinerlei Einfluss hatten im Serbien der neunziger Jahre?

Keinerlei. Bis wir 1998 eine Regierungspartei wurden. Aber selbst da wurden wir nie gefragt zu irgendetwas. Und was hat Angela Merkel über die multiethnische Gesellschaft gesagt? Niemand hat gefragt, warum sie das gesagt hat.

Frau Merkel hat nicht gesagt, dass man Türken, die den deutschen Staat nicht anerkennen, aus Berlin vertreiben müsse.

Lassen Sie es uns so sagen: Es gibt keine Rechtfertigung für das, was ich 1995 gesagt habe. Aber heute arbeite ich anders. Ich kann zu dem Rede und Antwort stehen, was ich seit 2008 bis heute gesagt habe, als Vorsitzender der Serbischen Fortschrittspartei.

Aber Sie sind seit fast 25 Jahren in der Politik.

Nur dass Sie es wissen - wir werden siegen. Und dann, nach einem oder zwei Jahren, kann man mich fragen, was ich getan habe.

Würden Sie als Präsident weiterhin die Ermordung von Journalisten gutheißen, die Ihre Sichtweise nicht teilen, wie im Fall Slavko Čuruvija?

Ich habe niemals die Ermordung von Journalisten gutgeheißen, die meine Sichtweise nicht teilen. Ich habe nur gesagt, dass ich nicht Mitglied von Čuruvijas Familie und nicht sein Freund bin, und dass ich deshalb nicht um ihn trauern kann, so wie andere das zu tun vorgeben. Ich habe nie gesagt, dass man ihn töten soll. Nie! Inzwischen gibt es neue Machthaber, in deren Regierungszeit zwei Journalisten getötet wurden, aber die Täter wurden nie gefasst.

Wie sind Ihre Zukunftsvorstellungen für Serbien? Wäre es für Serbien nicht besser, ein Teil der Russischen Föderation zu werden, statt eine Kolonie der EU, wie Sie vor 2008 sagten?

Das ist keine gute Idee, denn wir haben in diesen elf Jahren seit dem Sturz Miloševićs für die Mitgliedschaft in der EU sehr viel getan. Aus der EU kommen 97 Prozent unserer Investitionen. Wir haben unsere Gesetzgebung der EU angepasst. Es wäre jetzt sehr schwer für uns, wenn uns die EU zurückweisen und uns mitteilen

sollte, dass wir kein Mitglied werden können. Wir müssten unser ganzes System ändern. Es wäre dann alles vergebens gewesen. Wir haben viel Schlechtes durchgemacht, als wir die Bedingungen für eine Mitgliedschaft erfüllt haben.

Zum Beispiel?

Wir haben auf Vieles verzichtet, haben uns sagen lassen, wie wir die Mittel aus unserem Haushalt ausgeben sollen und haben die Einfuhr von Waren ohne Zoll erlaubt.

Will Serbien wirklich der EU angehören? Man denke nur an die Zustände in Griechenland.

Griechenland ist selbst schuld. Griechenland hat seine Haushaltsdaten gefälscht. Griechenland hat mehr ausgegeben als erlaubt. Aber auch einem solchen Griechenland hilft Deutschland.

Aber die deutsch-griechischen Beziehungen sind in einem schrecklichen Zustand.

Weil der deutsche Arbeiter nicht für andere arbeiten will. Er kann nicht Milliarden Euro jemandem geben, der nicht arbeiten wollte oder nichts verdienen konnte, oder der mehr ausgab, als er konnte. Ich verstehe den deutschen Arbeiter. Die EU ist derzeit in einer Krise. Erst gab es die Krise der Erweiterung. Die EU ist in eine politische Erweiterung geschlittert mit Staaten, die nicht bereit waren für eine Mitgliedschaft.

Liegt eine Mitgliedschaft in der EU im Interesse Serbiens?

Sie liegt im Interesse Serbiens. Serbien ist klein. Serbien kann nicht allein bleiben. Wir möchten in der EU sein. Wir werden alle Bedingungen erfüllen. Ich möchte, dass wir den Staat einrichten wie Deutschland.

Wäre eine privilegierte Partnerschaft nicht besser für Serbien?

Es wäre nicht in Ordnung, Kroatien und Slowenien zu den modernen, progressiven und demokratischen Ländern zu zählen, und uns wie ein balkanisches Land zu behandeln. Wir werden doch nicht Mitglied werden und sofort 100 Milliarden

Euro fordern. Wir brauchen die EU als organisiertes Staatensystem, dessen Organisation wir auch in Serbien übernehmen wollen.

Aber dazu muss Serbien doch kein Mitglied werden.

Wenn die EU uns nicht will, machen wir es anders. Aber wenn die EU uns will, dann möchten wir dieser Familie angehören. Es ist nicht dasselbe, vor dem Haus oder im Haus zu sein. Weil es dann tatsächlich Fonds gibt, die uns nicht zugänglich sind, wenn wir kein Mitglied sind.

Es geht also ums Geld.

Nein. Besteht die EU etwa nur des Geldes wegen? Aber diese Fonds helfen uns, unsere Flüsse in Ordnung bringen, die später durch die EU fließen. Sie helfen uns, unsere Landwirtschaft in Ordnung zu bringen, damit wir Lebensmittel produzieren, die wir später der EU verkaufen. Diese Fonds sind nicht nur Geld.

Aber höchstens 50 Prozent der Serben wollen überhaupt in die EU.

Stimmt, aber angefangen hat es mit 80 Prozent.

Und nun werden es immer weniger.

Weil die Regierung schlecht arbeitet und alle ihre Fehler der EU zuschreibt.

Oder weil die Serben weniger Illusionen haben darüber, was die EU ist.

Nein, sondern weil unsere Regierung korrupt ist. Wir sind ein Land der Kriminellen. Wir sind ein Land, das eine sinnlose Justizreform ausgeführt hat. Wir sind ein Land, in dem Politiker hunderte von Millionen ausgeben, um sich politische Denkmäler zu errichten. Die Regierung ist schuld, dass das Ansehen der EU sinkt. Die EU hat das verstanden, und seit dem vergangenen Jahr erhält diese Regierung keine Unterstützung mehr von der EU.

Immerhin hat Serbien den Status eines EU-Beitrittskandidaten erhalten.

Das ist Papier. Es ist die letzte Konzession der EU an die Regierung. Bisher hat die EU im Wahlkampf immer Partei ergriffen, aber dieses Mal nicht. Das weiß ich sehr zu schätzen. Noch 2008 war die Mitteilung der EU: Wählen Sie, wen sie wollen - aber bedenken sie die Folgen.

Damals waren Sie ein anderer Nikolić.

Ich weiß. Aber ich habe Verständnis dafür, dass die EU das damals getan hat. Die EU wusste, dass es zu einem Machtwechsel kommen und Serbien sich plötzlich von ihr abwenden, den Weg zur EU verlassen könnte. Deshalb hat sie die sogenannten pro-europäischen Kräfte unterstützt. Seit wir die Fortschrittspartei gegründet haben, ist der EU klar, dass Serbien auf dem europäischen Weg bleibt, wenn es zum Machtwechsel kommt. Ich möchte aber noch etwas anderes sagen, was mir wichtig ist: Mein erster Besuch in einer westlichen Hauptstadt würde mich nach Berlin führen. Weil ich Deutschland als europäische Führungsmacht betrachte. Deutschland ist das Land mit den größten Investitionen in Serbien. Und ein Staat, der auf die Medienlandschaft in Serbien einwirken kann.

Auf die Medienlandschaft?

Genau. Deutschland kann diese Hetze in den Medien stoppen. Es wäre genug, wenn Deutschland sagte, dass das keine Demokratie ist, und alles wäre anders.

Es stimmt, dass Tadić alles unter Kontrolle hat?

Nicht nur unter Kontrolle. Seine Stellvertreter haben die Medien im Besitz! Deutschland hat eine große Verantwortung in Serbien. Es sollte nicht zulassen, dass die Bürger Serbiens Deutschland nach seiner Haltung zum Kosovo bewerten. Deutschland hat fälschlicherweise den Eindruck geschaffen, dass alles, was Deutschland in Serbien unternimmt, mit dem Kosovo zu tun hat. Deutschland ist für Serbien viel mehr als seine ultimative Forderung, dass wir die Institutionen im Kosovo aufgeben sollen, was hier sehr schlecht ankommt. Deutschland braucht die EU nicht, um mit den Russen zusammenzuarbeiten. Deutschland und Russland können über Serbien zusammenarbeiten. Deutschland kann hier Fabriken bauen und nach Russland exportieren, zu einem reduzierten Zollsatz.

Deutschland ist vor allem an Stabilität interessiert und daran, dass irgendwann die Militärmission im Kosovo beendet werden kann.

Das Kosovo ist noch nicht so weit, dass die internationalen Truppen abziehen könnten. Wenn Europa sich zurückzieht, wird die Lage in fünf Tagen schlechter.

Zudem es ist keine Lösung, dass uns einfach befohlen wird, was wir machen sollen. Die Lösung sind Gespräche. Die Lösung ist, dass der Präsident oder der Ministerpräsident Serbiens Gespräche führen, und nicht ein Beamter aus einem Ministerium.

Wenn Serbien EU-Mitglied wird, muss auch das Kosovo Mitglied werden.

Ja, aber ich fürchte, dass das Kosovo zurückbleibt und dass es viel mehr Zeit braucht. Es ist völlig unmöglich, dass das Kosovo, selbst wenn es unabhängig wäre, gemeinsam mit Serbien der EU beiträte.

Aber Serbien wird bestimmt nicht in die EU aufgenommen werden, wenn es nicht vorher erklärt, dass es eine Mitgliedschaft des Kosovos nicht verhindern werde.

Dann wird es nicht Mitglied der EU werden. Leider. Serbien muss sich nur von der Vergangenheit befreien, denn in der Vergangenheit kann man nicht leben. Warum werde nur ich an meine Vergangenheit erinnert? Alle haben doch eine Vergangenheit!

Aber die alten Aussagen von Präsident Tadić sind eben andere als Ihre. Tadić hat nicht einen Angriff der Armee auf Dubrovnik gefordert.

Tadić ist erst seit dem Jahr 2000 in der Politik. Politik ist, dass es Situationen gibt im Wahlkampf, in denen Sie auch sagen, was Sie nicht tun werden. Das ist Wahlkampf. Vielleicht würde einer von uns sagen, dass wir Kosovo teilen, aber das darf er nicht im Wahlkampf sagen. Sonst verliert man Stimmen. Das können Sie später machen.

Verliert man wirklich Stimmen, wenn man das sagt?

Wenn ich sage, dass wir das Kosovo nicht hergeben, heißt es, ich wolle die Serben in den Krieg führen. Wenn ich sage, dass wir es teilen, heißt es, ich sei ein Verräter.

Die Serben haben doch lange begriffen, dass das Kosovo verloren ist.

Das ist unumstritten. Aber sie werden trotzdem nicht für den stimmen, der ihnen das sagt. Nehmen Sie Milošević. Er hat die Bombardierung Serbiens mit einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vereinbarung über das Kosovo gestoppt. Es kam die UN-Resolution 1244. Die Bombardierung hörte auf, die Erneuerung des Landes begann - und er verlor die Wahlen.

»Mit dem Wort Glück hab ich wenig am Hut«

Ihr Ex-Ehemann bekam lebenslänglich wegen sechsfachen Mordes, ihr einziges Kind starb als junge Frau. Ein Gespräch mit der Burgschauspielerin Erika Pluhar über die Kunst des Weiterlebens

Sven Michaelsen, SZ-Magazin, 14.10.2011

Frage: Frau Pluhar, ist schön geboren zu werden so, wie reich geboren zu werden und dann langsam zu verarmen?

Erika Pluhar: Vor einigen Jahren habe ich mir in Wien eine Retrospektive meiner Filme angesehen. Am Ende dachte ich: Hallo, warst du schön! Dass mir das nie bewusst war, hat mich nachträglich sehr geärgert.

Sie galten als begehrteste Frau Österreichs und waren die erste Nackte auf der Bühne des Wiener Burgtheaters. Sie wollen die Blicke der Männer nie gespürt haben?

Ich war ein sehr selbstbewusstes kleines Mädchen, das gern zur Schule ging. Mit 16 hatte ich dann zwei Jahre lang eine wirklich schlimme Anorexie. Sie setzte ein, als ein Mann mich in einer stillen Villa zu sexuellen Handlungen nötigen wollte. Ich bin geflüchtet und zu Fuß in der Nacht von einem Ende Wiens ans andere gelaufen. In dieser Nacht habe ich das kindliche Einverständnis mit mir verloren und wollte keine Frau werden. Ich hatte Glück, diese grauenvolle Krankheit zu überleben, denn damals wusste noch keiner, was Magersucht ist. Etwas ist mir fürs Leben geblieben: Ich bin außerstande zu kochen. Das ist eine richtige Phobie bei mir. Ich habe gekocht, als ich

nichts aß, aus dieser Sehnsucht nach Nahrung und Wärme. Man nimmt sich ja das ganze Sinnenleben weg als Magersüchtige. Meine Tochter, die nicht mehr lebt, hat immer gesagt: »Du bist ein Küchenwunder. Selbst wenn du nur ein Ei kochen willst, fällt dir alles herunter.«

In Ihren frühen Schauspieljahren waren Sie auf Vamps und kühle Femme-fatale-Figuren abonniert.

Ich habe mich in diesen männermordenden Blondinenappeal hineinschieben lassen, weil ich diese Rollen gut spielte und man mich so mochte. Und dann bin ich auch privat in solche Figuren hineingerutscht und wurde immer blonder.

In den Augen Ihres Publikums führten Sie ein mustergültiges Leben: Debüt am Burgtheater mit zwanzig, Heirat mit 21, Mutter mit 22.

Von außen gesehen war das alles watscheneinfach, wie man in Österreich sagt. Das Komplizierte war mein privater Weg.

Der Mann, den Sie 1962 geheiratet haben, sagte Sätze wie: »Die Frau ist die Ebene, der Mann will zum Gipfel.« Oder: »Ein Huhn ist kein Vogel, eine Frau ist kein Mensch.«

Das war der Udo Proksch. Und der war ein ganz faszinierender Kerl, ein sprühender Mensch, der mich mit seiner Ideenfülle und Unbekümmertheit anzog. Ich war ja eher brav und pflichterfüllt. Obwohl er ein kleiner, klobiger Mann mit breitem Gesicht war, sind ihm die Frauen buchstäblich nachgerannt. Diesen seltsamen, leicht verrückten Menschen habe ich sehr geliebt. Die Ehe war sehr schwierig. Er war immer unterwegs und hat mich ständig beschissen. Und er wurde Alkoholiker. Das war das Schlimmste. Im Alkohol hat er mich zweimal wirklich verprügelt. Was mich da gerettet hat, und das sage ich mit großer Zuneigung, war der Helmut Griem, mit dem ich beim Drehen von Bel Ami eine Affäre hatte. Diese Beziehung gab mir die Kraft, mich von meinem Mann scheiden zu lassen. Ich habe dann seinen Abstieg in die totalen Alkoholverwüstungen miterlebt und wie er sich da wieder rausgerappelt hat.

Stimmt es, dass Sie während Ihrer Ehe zur Waffe gegriffen haben?

Ja. Er hatte immer Waffen herumliegen. Einmal war er so eklig zu mir, dass ich ein Gewehr genommen habe. Ich trug einen schwarzen Unterrock und bin ihm leise keuchend durchs Treppenhaus gefolgt. Als er die Tür zuschlug, habe ich mit dem Gewehrlauf das Türglas durchstoßen. Wir schauten uns durch die Scherben an, lachten und sind einträchtig wieder hinaufgegangen.

Proksch war Aktionskünstler, Wiener Gesellschaftslöwe und millionenschwerer Chef der Hofzuckerbäckerei Demel. 1977 ließ er den Frachter Lucona im Indischen Ozean sprengen, um von der Versicherung 15 Millionen Euro zu kassieren – wegen Mordes an den sechs Seeleuten, die dabei ums Leben kamen, wurde er später zu lebenslanger Haft verurteilt.

Die Frage seiner Schuld oder Unschuld habe ich kaum an mich rangelassen. Das war seine Sache.

Kann man seinem wegen sechsfachen Mordes verurteilten Exmann neun Jahre lang in der Besucherzelle eines Gefängnisses gegenüber sitzen, ohne ihm einmal die Schuldfrage zu stellen?

Ich konnte das. Er ist der Vater meines einzigen Kindes. Als er in Haft war, hatten wir wunderbare Gespräche. Erst das Gefängnis befreite seinen wahren Charakter, und wir begegneten uns wieder mit der Liebe, die wir als junge Menschen füreinander empfunden hatten.

Aus Ihrer heutigen Sicht: Ist Proksch ein Mörder?

Er war wirklich kein schuldloser Mensch, aber an diese Schuld glaube ich nicht.

Wie ist Ihre Tochter Anna damit zurechtgekommen, einen verurteilten Mörder zum Vater zu haben?

Die Anna war mutig und stolz, aber die Situation mit ihrem Vater hat ihr sehr wehgetan. Als ich gefragt wurde, ob ich als Bundespräsidentin kandidieren wolle, sagte sie: »Der Vater lebenslänglich in Haft, die Mutter wird vielleicht Bundespräsidentin – ich habe vielleicht Eltern!«

Hat Anna ihren Vater im Gefängnis besucht?

Ständig. Sie hat ihn ja so sehr geliebt. Und sie wurde sein Halt, sein Alles.

Nach Annas Geburt fühlten Sie sich »verstört und aufgerissen«.

Die Geburt hat mich körperlich sehr hergenommen, und ich war mit Sicherheit keine prädestinierte Mutter. Ich war eine liebende Mutter, aber keine wärmende, mollige. Ich war oft so traurig und menschlich tief unten. Ich fand uns beide irgendwie arm und klein. Das änderte sich aber, als meine Tochter älter wurde.

Mit fünf Jahren bekam Anna Asthma.

Es war ein seelisches Asthma. Wenn sie unglücklich war, bekam sie diese Anfälle. Sie war traumatisiert durch die Situation ihrer Eltern. Das hat sie mehr verfolgt, als sie mir gezeigt hat. Obwohl all ihre Liebesbeziehungen mit Männern kompliziert waren, war sie ein sehr lebensbejahender Mensch. Deswegen habe sogar ich als Mutter übersehen, wie krank sie war.

1984 nahm Anna ein aus der Westsahara stammendes Findelkind an.

Der Ignaz kam gleich nach seiner Geburt zu uns. Vor dem Gesetz ist er mein Kind. Ich habe ihn adoptiert, als der Udo der Beelzebub Österreichs war. Anna und ich wollten einem fremdländisch aussehenden Jungen den belastenden Nachnamen Proksch ersparen.

Wollte Anna leibliche Kinder?

Ja, aber sie konnte keine Kinder kriegen.

Ihre Tochter starb am 4. Oktober 1999 mit 37 Jahren nach einem Asthmaanfall an akutem Herzversagen. Wie haben Sie diesen Tag erlebt?

Ich war vormittags ins Tonstudio Toegel gefahren, um meine CD

I gib net auf aufzunehmen. Als wir das vierte Lied einspielten – es hieß Die unerfüllbaren Wünsche –, wurden wir unterbrochen. Dann hieß es: Anna ist tot.

Wie hat der Vater reagiert?

Er ist ganz schnell auch gestorben. Ihr Tod hat ihm seine Überlebenskraft geraubt. Als er am Herz operiert wurde, ist er aus der Narkose nicht wieder aufgewacht. Ich sage immer: Das Herz ist ihm dann halt gebrochen.

Sie haben in vier Jahren Vater, Mutter, Tochter und Kindsvater verloren.

Wie überlebt man das?

Der Grund, selber am Leben zu bleiben, war der Ignaz. Dieses 15-jährige Kind hatte keine Familie. Der hatte nur die Oma. Obwohl ich vor dem Gesetz seine Mutter bin, sagt er zu mir »Oma«. Das war eine unglaubliche Pflicht. Und ich hatte den Vorzug, dass ich mitten in einer CD-Produktion steckte. Die Aufnahmen habe ich zu Ende geführt. Und ich war mitten im Schreiben eines Romans, der schon vor Annas Tod den Titel hatte: Verzeihen Sie, ist das hier schon die Endstation? In diesem Buch habe ich ihren Tod in veränderter Form nacherzählt.

Singen und Schreiben als Therapie: Funktioniert das wirklich?

Ich war wie in einem Glassarg, aber am Schreibtisch und im Studio konnte ich meine Trauer durchwandern und verwandeln. Ansonsten tat ich, was der Tag von mir verlangte, und sagte keine Termine ab. Ich war in diesen Wochen grauenvoll gesund. Rundum tobte eine Grippewelle, ich blieb tödlich gesund. Ich war ein bisschen tot. Wenn man sich dann nicht die Kugel gibt, greift irgendwann das Leben wieder nach einem, einfach das Leben: Man geht jeden Morgen ins Badezimmer, plötzlich merkt man, dass einem was schmeckt, plötzlich hört man sich sogar lachen. Während man noch hinterhersterben möchte, lebt man bereits wieder.

Träumen Sie von Anna?

Gar nicht so oft. Sie ist eher eine Realität für mich. Ich habe sie ganz vor mir. Wie sie lacht, wie sie schaut, wie ihre Hände sind. Ich rede mit der Anna, und in meinem Tagebuch bespreche ich vieles mit ihr. Ich führe seit fünfzig Jahren mit einem Federhalter Tagebuch und bin jetzt bei Band 106. Dieser tägliche zweistündige Dialog mit mir selbst hat mir nach Annas Tod sehr geholfen. »Niederschreiben« heißt ja auch: den Schmerz nehmen und ihn niederschreiben.

Wie stark war Ihr Selbstmitleid?

Im Schmerz ist für Sentimentalität kein Platz. Nur Wehwehchen machen sentimental. Beim Äußersten an Leid hören die Schnörkel auf. Wenn man nicht

seelisch krepieren will, muss man in die tiefste Tiefe des Schmerzes hinabtauchen und sich irgendwann mit beiden Beinen vom Grund abstoßen.

Sie haben mit Anna und Ignaz unter einem Dach gelebt. Das Innere Ihrer von wildem Wein überwucherten Villa im Wiener Bezirk Grinzing wirkt heute wie das Bühnenbild einer Tschechow-Inszenierung. Haben Sie mal überlegt auszuziehen?

Nein, um Gottes willen, dieses Haus enthält alles, was ich an Freude und Schmerz erlebt habe. Eine andere Umgebung würde meinen Schmerz unerträglich machen. Ich möchte hier auch sterben. Dieses »Zieh doch woanders hin« finde ich einen blöden Ratschlag. Verluste zu vergessen, um weiterleben zu können, ist grober Unfug mit sich selbst. Es führt dazu, dass man die tiefste Trauer nie ablegen kann. Ich will die Anna doch vor mir haben – auch wenn es schmerzt.

Suchen Sie die Nähe von Menschen, die eine ähnliche Tragödie erlitten haben?

Nein. Ich bin ein Einzelgänger, der seine Grundtrauer allein durchwandert und lieber zu den Bäumen als zu den Menschen geht. Eine Ausnahme ist meine ältere Schwester, die auch ihre Tochter verloren hat. Die war 17. Unsere beiden Mädchen liegen in einem Grab. Wir sitzen am Grabesrand und plaudern gemütlich. Wir wissen Bescheid über unseren Schmerz, wir brauchen nicht viel über unsere Schicksalsschläge zu reden, wie sie so schön heißen.

Ihr Adoptivsohn Ignaz lebt im Anbau Ihrer Villa, in dem Anna starb. Wie kam er mit dem Tod seiner Ziehmutter zurecht?

Von sich aus spricht er selten über seine Ma. Als er nach ihrem Tod sehr traumatisiert war, habe ich einen berühmten Kinderpsychologen aufgesucht, aber der hat so einen Blödsinn dahergeredet, dass Igi und ich einen Pakt geschlossen haben: Wir regeln das unter uns, nur wir zwei. Dass aus ihm ein offener, liebenswürdiger junger Mann geworden ist, ist nicht mein Verdienst. Das hat die Anna in ihm angelegt.

Ihr zweiter Ehemann war André Heller, mit dem Sie Anfang der Siebziger das glamouröseste Künstlerpaar Österreichs bildeten. Er sagt: »Die von meiner

Hybris diktierte Herausforderung war, den größten und begehrenswertesten weiblichen Superstar des Landes zu erobern: Erika Pluhar. Sie war acht Jahre älter als ich – und dann hat mich diese schwierige Schönheit tatsächlich geheiratet. Ich dachte: Anything goes!«

Ich hatte ein Kind geheiratet! Er belog mich beim Kennenlernen und machte sich viel älter. Erst als ich das Aufgebot bestellte, erfuhr ich, dass er gerade mal 22 war. Seine Jugend war aber niemals etwas, was zwischen uns stand. Er kommt mir heute noch viel älter vor als ich. Er war und ist ein Mensch, der einen verbal kriegt. Jetzt ist er ja richtig schön, ein stattlicher Mann, aber damals war er zum Umblasen dünn, mit so wegstehenden schwarzen Haaren. Weil er ein kleines Vermögen geerbt hatte, benahm er sich wie ein reicher Schnösel. Aber trotzdem kam er gut an. Ähnlich wie beim Udo Proksch faszinierte mich dieses Erfindungsreiche und ein bisschen Fantastische. Damit hat er mich erobert. Unsere kurze Ehezeit war dann mit sehr vielen Trennungen verbunden.

Als André Heller bei Ihnen einzog, parkte Proksch sein Auto vor Ihrer Tür, hievte einen Lautsprecher aufs Dach und rief ins Mikrofon: »Herr Heller, verlassen Sie sofort das Haus!«

Der Udo wollte mich natürlich ganz gern wieder zurückgewinnen – aber da war ich eisern.

Sie sagen über Ihre Ehemänner: »Beide waren vom Männlichkeitswahn verkrüppelte Menschen. Offenbar war ich auf der Suche nach dem wirklich Männlichen.« War Heller ein Macho?

Klar war er ein Macho – nur halt ein sehr wehleidiger. Ich habe hautnah miterlebt, wie er etwas wurde, was man sich heute bei ihm gar nicht mehr vorstellen kann: ein Bürgerschreck, der sich ständig selber herausfordert. Die öffentlichen Figuren, auf die er losging, reichten von Peter Alexander bis zu meinem Burgtheater-Direktor. Unter den Skandalen, die er auslöste, hat er sehr gelitten. Bei uns zu Hause fürchtete er sich vor seiner eigenen Courage. Er war heilfroh, als man ihn später endlich mochte und bewunderte. Ich war dem Heller gegenüber nie unkritisch, aber er hat menschlich sehr an sich gearbeitet. Nach dem Tod meiner Tochter war er der

Mensch, der wirklich an meiner Seite war. Viele gute Freunde liefen weg, weil sie nicht wussten, wie sie mit mir nach so einem Unglück umgehen sollten. Die konnten eine Erika ohne Anna nicht ertragen. Dass der Heller ganz da war, vergesse ich bis zu meinem letzten Atemzug nicht.

Die dritte und letzte große Liebe Ihres Lebens war der Schauspieler Peter Vogel, der mit Ihrer Burgtheater-Kollegin Gertraud Jesserer zwei Kinder hatte.

Die Traudl Jesserer war dann mit dem Heller zusammen. »Partnertausch« nannten das die Medien. Mit dem Peter hatte ich eine sehr, sehr schöne Beziehung. Er war der erste Mann, der zu mir sagte: »Erika, ich habe es gern, wenn die Frauen grau werden.« Wenn einem das ein liebender Mensch sagt, hört man mit der Färberei sofort auf.

Vogel war suchtkrank.

Ja. Es gab den Alkohol, und es gab die Medikamente, die er sich injizierte. Deshalb konnte er sich so gut mit einer Spritze töten. Ich habe unzählige Entzüge mit ihm mitgemacht, aber er ist immer wieder in die Sucht zurückgefallen. Er war ein wirklich schöner und gescheiter Mann, begabt und geliebt. Wie er so ganz desolat war, habe ich bei mir überhaupt erst entdeckt, was es heißt, jemanden zu lieben in seiner Zerbrochenheit, Hinfälligkeit, gar nicht mehr der glanzvolle, fesche, herrliche Mann. Da setzt Liebe ein, finde ich.

Was war Vogels Problem?

Sein Unglück war unter anderem, dass er zu spät erkannt hat, dass sein Weg die Musik gewesen wäre. Am Tag seines Todes haben wir noch telefoniert und Pläne gemacht. Dann hat er die Entzugsklinik verlassen und sich in einer Wiener Pension mit einer Injektion getötet. Er hat oft versucht, mir zu erklären, warum seine Angst vor dem Leben größer ist als die Angst vor dem Tod. Er hätte sich so gern mit mir gemeinsam getötet.

Nach Vogels Suizid ist Ihr Privatleben aus der Balkenpresse verschwunden.

Sein Tod hat mein Leben sehr, sehr verändert. Als er 1978 mit 42 starb, war ich 40. Ich habe dann nie mehr Tisch und Bett geteilt mit einem Mann. Es gab

Beziehungen, aber keine eheähnlichen intimen Gemeinsamkeiten. Ich brauche Abstand. Die dauernde Nähe eines anderen Menschen würde mich krampfhaft machen und nach Luft schnappen lassen.

Allein zu sein und schweigen zu können sind schwindende Fähigkeiten.

Als kleines Kind habe ich mich in Brombeerhecken verkrochen und war glücklich, dass ich da so allein war. Dieser große Sinn fürs Einsamsein hat mich schon immer bewohnt. Meine wahre Lebenskonzentration finde ich im Rückzug.

Mord, Sucht, Suizid: Werden Sie schlau aus sich, wenn Sie auf Ihre Männer zurückblicken?

Dass meine Beziehungen nicht geglückt sind, hat natürlich auch mit mir zu tun. Man ist schon auch der Auslöser dessen, was einem widerfährt. Dass ich mit Suchtcharakteren zusammen war, wird wohl kein Zufall gewesen sein. Ich war ja auch suchtkrank. Magersucht ist eine Art Todestrieb. Man weiß sehr genau, dass man sich selber zerstört, kriegt aber trotzdem keinen Bissen hinunter.

1985 notierten Sie in Ihr Tagebuch: »Es graut mir vor der ΩBühne. Ich komme vor Ekel um.« Was löste Ihre Krise aus?

Ich war 40 Jahre lang am Burgtheater und habe wohl fast 3000 Vorstellungen gespielt. Nachträglich weiß ich, dass ich nie der prototypische Schauspielermensch war. In Kritiken wurde mir oft vorgeworfen, ich sei immer ich selber. Das stimmt auch, ich hatte nie diese Lust, mich von mir zu entfernen und in eine andere Gestalt zu klettern. Ich fand es schöner, in einer Figur neue Facetten von mir selbst zu entdecken, statt vor lauter Rollen nicht mehr vorhanden zu sein. Sich auf der Probe ansetzen, dass man schreien und heulen muss, war auch nie meines. Weil sich das Gefühl von Fron einstellte, bin ich ausgebüxt.

Sie begannen, Romane zu schreiben und eigene Lieder zu singen. André Heller sagt über das Timbre Ihrer Stimme: »Hätte die Pluhar nicht darauf bestanden, ausschließlich eigene Lieder zu singen, hätte sie als Sängerin eine Weltkarriere gemacht.«

Das Lob meiner Stimme begleitet mein Leben und ist mir nicht unangenehm. Aber diese Sucht, unbedingt eine sogenannte Weltkarriere anzustreben, war mir seit jeher fremd. Mein gesanglicher Weg ist mir nach zwanzig CDs erfolgreich genug. Es gibt reichlich Menschen, die meine eigenen Lieder lieben – und nicht die einer zweiten Marlene Dietrich. Die gab's ja schon.

Die alte Marlene Dietrich verhüllte in ihrem Pariser Apartment die Spiegel. Was empfinden Sie heute beim Blick in den Spiegel?

Natürlich nehme ich das Welkwerden wahr, und es braucht ein bisschen, bis mein inneres Empfinden sich in der alt gewordenen Frau wiedererkennt, die mich im Spiegel anschaut. Aber Schönheitsoperationen machen alles nur schlimmer. Sich das Alter mit dem Skalpell entfernen zu lassen ist eine Entwürdigung des Älterwerdens. Wer gegen das Altern ankämpft, altert bloß, ohne zu reifen. Ich habe bei Menschen nie nach Schönheit Ausschau gehalten. Etwas Kühnes tun oder ein bisschen Leben hinter sich bringen: Dann kann aus einem Gesicht was werden. Vielleicht ist es auch gescheiter, sich nicht makellos zu fühlen. Solche Menschen tendieren zur Oberflächlichkeit.

Altert auch das Glück?

Mit diesem Wort hab ich wenig am Hut, aber wenn schon, dann beschert mir heute die Natur die stärksten Glückserfahrungen, der Atlantik in Portugal zum Beispiel.

Wie verbringen Sie Ihre Abende?

Ich schaue mir Filme im Fernsehen an, manchmal vier hintereinander. Ich bewundere die alten Frauen vergangener Jahrhunderte, die abends gestickt haben und das Pendel der Uhr hörten. Wir haben es schon ganz gut mit dem Fernsehen.

Die 94-jährige Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich sagt: »Die Libido erlischt erst ganz in unserer Sterbesekunde. Ich habe ein mildes Verhältnis zu meinen sexuellen Fantasien und sage mir, ach, mein Kind, du bist halt ein wenig zu alt, um das noch in die Tat umzusetzen.«

Frau Mitscherlich hat recht. Es ist ein Irrglaube, dass sexuelle Fantasien im Alter verschwinden. Eine Freundin von mir arbeitet in einem geriatrischen Zentrum. Da treiben fast Hundertjährige es noch miteinander in irgendeiner Form. Auch ich empfinde nach wie vor erotisch, nur die Liebesgeschichten, die sind mir zu blöd geworden. Ich verstehe gar nicht mehr, dass mir die Komplikationen mit Männern mal so wichtig waren. Da hätte ich mir einiges an sinnlosen Agonien und Selbstaufgaben ersparen sollen. Zu jemandem zu gehören; mir sicher zu sein, geliebt zu werden; mich in den Armen eines Mannes geborgen zu fühlen, ein ewiges Paar zu sein: Rückblickend schüttelte ich über solche Sehnsüchte den Kopf, weil ich weiß, dass es das letztlich nicht gibt.

In der Bibel gibt es das Wort »lebens satt«. Haben Sie diesen Zustand erreicht?

Ich denke öfter: Jetzt reicht's, ich mag nicht mehr! Aber dann sagt eine Stimme in mir: Wie kokett von dir. Du willst doch noch gar nicht sterben.

Gibt es Tage, an denen Sie nicht an den Tod denken?

Ich glaube, nein. Am gefährlichsten sind die ersten dreißig Minuten am Morgen, weil man mit dem Gefühl aufwacht: Was willst du diesem Leben noch abgewinnen? Deine Liebsten sind gegangen, und die Zukunft ist nicht mehr da. Nichts mehr nötigt dich zu bleiben. Du hörst nur noch dem Warten auf den Tod. In diesen Momenten muss ich wirklich um meine Lebenskraft kämpfen.

Haben Sie Frieden mit sich geschlossen?

Eine gewisse Schrulle bin ich schon, aber ich habe mich recht gern gewonnen. Ich finde mich oft blöd, ja, aber mit aller Zuneigung.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

"Abschalten, Digger"

Der Musiker Jan Delay und der Abgeordnete der Piratenpartei Christopher Lauer ringen um den Wert der Kunst im digitalen Zeitalter und die Frage, ob Musik im Internet kostenlos zur Verfügung stehen sollte.

Philipp Oehmcke, Thomas Huetlin, Spiegel, 16.04.2012

Jan Delay ist einer der erfolgreichsten Popmusiker in Deutschland. Wie viele seiner Kollegen fühlt er sich von der Forderung der Piratenpartei, die Musik-Tauschbörsen im Internet zu legalisieren, bedroht, weil dann kein Musiker mehr von seiner Arbeit leben könne. Am vergangenen Dienstag traf er sich im Hamburger Frage-Haus mit dem Piratenpolitiker Christopher Lauer, um eine Diskussion weiterzuführen, die der Musiker und Schriftsteller Sven Regener (Element of Crime, "Herr Lehmann") vor vier Wochen losgetreten hatte: Die Weigerung, Musik als ein zu bezahlendes Gut anzuerkennen, sei "eine Unverschämtheit".

Delay, 35, ist gebürtiger Hamburger, seine letzten beiden Alben (darunter "Wir Kinder vom Bahnhof Soul") standen auf Platz eins der deutschen Charts; im Mai erscheint die Konzert-DVD "Hamburg brennt". Lauer, 27, ist Abgeordneter der Piratenpartei im Berliner Parlament und kulturpolitischer Sprecher der Fraktion.

Frage: Herr Lauer, die Piratenpartei fordert die Legalisierung von Musik-Tauschbörsen im Internet. Das bedeutet, dass nie wieder jemand nur einen Cent für ein Lied von Jan Delay bezahlen müsste. Wie erklären Sie ihm, dass Sie seine Arbeit offenbar für wertlos halten?

Lauer: Ich sage nicht, dass seine Arbeit wertlos ist. Wir Piraten sagen, dass es keinen Sinn hat, Menschen, die sich Musik im Netz herunterladen, zu kriminalisieren. Es geht doch um den 15-Jährigen, der kaum Geld hat. Jan, du solltest schon genug Phantasie haben, dir vorzustellen, dass dieser 15-Jährige, der sich heute dein Album herunterlädt oder sich etwas von dir umsonst auf YouTube ansieht, denkt: Okay, das

ist gute Musik, und später, wenn ich einmal Geld habe, kaufe ich mir eine CD oder gehe zu einem Konzert von Jan Delay.

Delay: Ach ja? Komisch. Die CD-Verkäufe haben sich in den letzten zehn Jahren fast halbiert. Und jetzt kommt einer von der Piratenpartei und sagt, das soll Werbung für die Musiker sein? Ich verstehe jeden 15-Jährigen, der kein Geld hat. Es ist trotzdem eine komische Argumentation. Wenn der 15-Jährige sich im Supermarkt eine Flasche Wodka klaut, soll man das dann auch erlauben, weil der Junge kein Geld hat?

Lauer: Es gibt einen Markt von Konsumenten. Die bezahlen Geld für kulturelle Güter. Durch das Internet verteilt sich das Geld nur anders. Unbekanntere Künstler bekommen die Möglichkeit, eine Aufmerksamkeit zu erlangen, die sie im klassischen Plattenfirmen-System nie bekommen hätten. Angebot und Nachfrage - das regelt der Markt nun direkt.

Frage: Wie denn?

Lauer: Indem die Künstler direkt von den Konsumenten Geld erhalten - durch direkte Bezahlssysteme, durch Verkäufe auf Internetplattformen, durch Konzerte. Was eben nicht mehr funktioniert, ist das alte System zwischen Künstlern, Labels und Konsumenten. Ich verstehe, dass man sich darüber aufregt. Aber das ist der Ist-Zustand. Findet euch damit ab.

Delay: Ich finde mich sicherlich nicht damit ab, weil ihr unsere gesamten Urheberrechte abschaffen wollt.

Lauer: Ein Künstler soll seine Urheberrechte natürlich behalten. Der soll nicht arm werden. Wir sagen, wenn ein Urheber einen Vertrag mit einem Verwerter abschließt, dann bekommt der Verwerter die exklusiven Nutzungsrechte nur noch für maximal 25 Jahre. Das heißt, wenn du, Jan, einen Vertrag mit Universal abschließt, hat Universal die Nutzungsrechte nur noch maximal 25 Jahre - und auch nur für Vertriebswege, die zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses bekannt waren. Das stärkt dich als Künstler.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Delay: Ich glaube, ich muss euch Piraten dringend mal ein paar Dinge erklären. Vieles, was du sagst, ist hart gefährliches Halbwissen. Ihr strickt euch eure Meinungen aus irgendwelchen Blog-Posts und Wikipedia-Einträgen zusammen. Aber keiner von euch hat sich 20 Jahre lang im Musikgeschäft bewegt, weder als Schaffender noch als Verkaufender. Bei euch sind die Plattenfirmen immer die Bösen, aber das ist ein Klischee. Was ihr immer vergesst, ist die komplette Infrastruktur, die da dranhängt: Videoproduktionen, Studios, all die Zulieferbetriebe, die seit zehn Jahren nur noch sterben, sterben, sterben.

Lauer: Für 95 Prozent der Musiker lief es auch ohne das Internet, auch ohne die Piratenpartei nicht gut. Die Urheberrechtsdiskussion lenkt den Blick auf die Bedingungen, unter denen die meisten Künstler arbeiten. Die in der Künstlersozialkasse versicherten Musiker verdienten im letzten Jahr durchschnittlich nicht einmal 12 000 Euro.

Delay: Sorry, aber ihr wollt euch jetzt nicht wirklich zum Rächer der schlechtverdienenden Künstler aufschwingen?

Lauer: Ich will nur nicht die Behauptung gelten lassen, die Piratenpartei wolle die Urheber alle arbeitslos machen. Nach unserer Vorlage bleibt das Urheberrecht beim Urheber. Wir ändern lediglich die Spielregeln zwischen Urheber und Verwerter.

Delay: Nee, Digger. Ihr ändert bitte überhaupt keine Spielregeln. Was du da gerade erzählst, verhandelt ein Künstler mit seinem Label. Wenn er einen schlechten Anwalt hat, kriegt er einen schlechten Vertrag. Wenn er schlechte Musik macht, wird er abgezockt. Wenn er gute Musik macht, hat er bessere Chancen, weil man ihn unbedingt signen will. Das hat euch überhaupt nicht zu interessieren, welche Verträge ein Künstler unterschreibt.

Lauer: Es geht doch um die Frage, wie man Künstler und Konsumenten zusammenbringt.

Delay: Nein. Kannst du gar nicht. Denn dazwischen sind immer die Verwerter, also die Plattenfirmen, über die ihr so schimpft. Und die brauchen wir auch. Denn wir machen Musik und Kunst. Wir können uns nicht darum kümmern, wie etwas verkauft

wird, wie etwas abgerechnet wird, wie etwas geschützt wird. Dafür brauchen wir die Verwerter.

Lauer: Wir wollen nicht die Verwerter verbieten. Aber die Rolle des Verwerter verändert sich.

Delay: Ich werfe denen in der Plattenindustrie seit zehn Jahren vor, dass die nicht auf so etwas wie iTunes gekommen sind. Dass die das verpennt haben. Mag alles sein. Aber die Versäumnisse der Plattenindustrie sind kein Argument für die Legalisierung der Tauschbörsen. Allein der Begriff ist falsch. Hört sich so harmlos an. Aber da wird nichts getauscht. Da werden meine Lieder für umsonst dupliziert.

Lauer: Ja. Aber wir haben eine Bevölkerung, die benutzt Tauschbörsen. Deswegen sagen wir: Tauschbörsen ja. Nur: Wie gehen wir damit um? Kriminalisieren wir einen Großteil der jungen Bevölkerung? Etwa mit der Two-Strikes-/Three-Strikes-Regelung, die gerade im Gespräch ist und bedeutet, dass man nach zwei oder drei Vergehen den Internetanschluss verliert? Es sind Netzsperrern im Gespräch, und es gibt Anwälte, die Abmahnungen über 1500 Euro rausschicken.

Delay: Da sind wir zum ersten Mal einer Meinung. Diese Abmahnungen sind so, als würde man mit einem Baseballschläger jedem auf die Fresse hauen, der ein Kaugummi kauft. Das schürt nur den Hass auf die Plattenindustrie. Es ist ein windiges Geschäftsmodell, das sich ein paar Anwälte ausgedacht haben, die von der Notlage der Künstler und Plattenlabel profitieren und richtig Asche machen. Die holen sich Niedriglöhner, die für fünf Euro die Stunde in Sweatshops sitzen und IP-Adressen rausfiltern.

Frage: Wird dieses eingeforderte Geld eigentlich an die Künstler ausgeschüttet?

Delay: Peinlicherweise habe ich auf meiner letzten Abrechnung auch einen solchen Posten entdeckt. Das ist eklig. Ich will dieses Geld nicht und spende es. Und ich glaube, es gibt Bands und Labels, die damit inzwischen richtig Geld machen.

Lauer: Mit der Zahlungsaufforderung kommen auch meist Unterlassungserklärungen, und die werden uns noch richtig um die Ohren fliegen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn man die unterschreibt, verpflichtet man sich, beim nächsten Vergehen bis zu 250 000 Euro zu bezahlen. Wir sagen: Es gibt jenseits der Tauschbörsen genügend Möglichkeiten, wie man den Künstlern Geld zukommen lassen kann.

Frage: Welcher 15-Jährige, der kaum Geld hat, bezahlt für etwas, das er auch legal umsonst haben kann? Was Sie vorschlagen, ist eine Art Almosenwirtschaft.

Lauer: Verstehen Sie doch: Tauschbörsen kriegt man nicht weg.

Delay: Doch. Abschalten, Digger.

Lauer: Wie willst du ein Peer-to-Peer-Netzwerk, das auf tausend Rechner verteilt ist, ohne Deep Packet Inspection abschalten?

Delay: Ey, Alter, was?

Lauer: Also: Wie will man ein solches Netzwerk abschalten, ohne in die Netzstruktur massiv einzugreifen? Zum Beispiel Jan Delays Lied "Klar", das ich toll finde, obwohl ich ihn sonst eigentlich nicht höre ...

Delay: Ich hör euch auch nicht.

Lauer: Dieses Lied habe ich jetzt auf meiner Festplatte und öffne ein sogenanntes Torrent-Programm. Damit kann sich das jeder von mir runterladen. Die Rechner fangen also an, die Dateien zu kopieren. Eine Kontrollinstanz, die das verhindern wollte, müsste nun in jedes Datenpaket, das meinen Computer verlässt, hineingucken, um festzustellen, was da hin und her geschickt wird. Ein Musikstück von Jan Delay oder eine Liebes-E-Mail an meine Freundin? Tauschbörsen zu legalisieren ist gesamtgesellschaftlich einfacher als der Aufbau einer Überwachungsinfrastruktur.

Delay: Websites wie Megaupload von Kim Schmitz oder kino.to sind doch auch abgeschaltet worden.

Lauer: Das sind keine Tauschbörsen. Da werden Musik oder Filme auf eine Website geladen, und Geld verdienen die durch Porno-Werbung. Das ist Mafia. Torrent-Tauschbörsen funktionieren anders: Da lade ich mir eine Torrent-Datei auf

meinen Rechner. Das ist nicht das Lied oder der Film selbst, sondern nur die Information, wo es zu finden ist. Im Grunde so etwas wie die Gelben Seiten. Das Programm sucht sich von allen Rechnern und Servern, auf denen die Musikdatei liegt, die Informationen und kopiert sie auf meinem Rechner zusammen. Gleichzeitig stellt mein Rechner die Musikdatei wieder anderen Rechnern zur Verfügung.

Delay: Und das findest du in Ordnung?

Lauer: Auf Tauschbörsen wie Pirate Bay gibt es auch Angebote, die ich legal eben nicht kaufen kann. Ich gucke zum Beispiel gerade die amerikanische Zeichentrickserie "Family Guy". Bei iTunes kann man sich die aktuellen Folgen im Original nicht herunterladen, also gehe ich zu Pirate Bay, wo ich die aus dem amerikanischen Fernsehen aufgenommenen Folgen finden kann. Tauschbörsen ermöglichen es den Menschen, Kulturgut auszutauschen. Damit helfen sie unbekannteren Künstlern, ihre Kunst zu verbreiten.

Delay: Das hat Kim Schmitz mit Mega-upload auch getan. So kannst du nicht argumentieren.

Lauer: Aber dort steckt ein kommerzielles Interesse dahinter.

Delay: Bei den Tauschbörsen wie Pirate Bay gibt es auch Bannerwerbung. Wieso ist das eine okay, das andere nicht?

Lauer: Pirate Bay ist eine Suchmaschine für Torrents. Megaupload oder kino.to stellen die Dateien für Geld zur Verfügung.

Delay: Nein. Dort gibt es die Sachen auch umsonst.

Lauer: Aber kino.to ist ein kommerzielles Angebot, weil sie Werbebanner schalten.

Delay: Das tun deine Torrent-Börsen auch. Da hast du immer noch nicht drauf geantwortet.

Lauer: Gut. Jetzt hast du mich.

Delay: Um ehrlich zu sein: Bei den meisten Punkten, die du bisher hier gemacht hast, habe ich dich. Ist jetzt nicht böse gemeint, aber auch unabhängig von der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Urheberfrage erscheint mir das ganze Piratenpartei-Ding, als käme da jemand um die Ecke und sagt: Ey, wir sind hier eine Partei und es gibt Schokolade für alle umsonst. Und ein paar Nichtwähler sagen: Geil, Schokolade umsonst, das ist doch mal Politik. Aber, Leute, habt ihr Lösungen? Wisst ihr überhaupt, wovon ihr redet? Ich glaube euch, dass ihr Ahnung von Computern habt, das ist dann aber auch schon alles.

Lauer: Wir machen zumindest Vorschläge.

Delay: Nee, Digger, die Vorschläge, die du bisher hier gemacht hast, kann ich alle in der Luft zerreißen. Soll ich dir mal ein paar Vorschläge machen?

Lauer: Bitte.

Delay: Du sagst einerseits, man soll die Kids, die sich Songs oder Filme bei Pirate Bay oder kino.to besorgen, nicht kriminalisieren. Finde ich auch, aber: Wenn du in einen Laden gehst und ein Duplo klast und erwischt wirst, bekommst du eine Strafe. So ist das nun mal. Ich fahre seit Geburt schwarz. Wenn ich erwischt werde, zahle ich 60 Euro, und das ist okay. "Superman"-Film runtergeladen, erwischt worden, 60 Euro. Dieses Geld sollte dann nicht den großen Musikern zugutekommen, sondern denen, die unter dem Runtergelade wirklich leiden. Dieter Bohlen und ich bekommen davon nichts.

Frage: Die Leute sollen ruhig versuchen, Sie zu bestehlen, Sie dürfen sich nur nicht erwischen lassen?

Delay: Ja. Ich bin doch nicht Lars Ulrich von Metallica, der ständig sagt, Klauen ist doof. Ich bin HipHopper. Wir malen nachts Züge an! Wir klauen Musik und machen daraus neue Musik! Das ist unsere Kunst.

Frage: Und trotzdem pochen Sie jetzt auf Einhaltung ganz bürgerlicher Grundprinzipien: Bitte bezahlt mich, wenn ihr etwas von mir haben wollt.

Delay: Mir ist es egal, ob die ganze schlechte Musik aus dem Netz gesaugt wird. Aber bei den guten Sachen, die mit Herzblut gemacht sind, möchte ich, dass die Leute bezahlen. Und ich finde es nicht uncool, das laut auszusprechen.

Frage: Offensichtlich befürchten Musiker genau das: als uncool zu gelten, wenn sie darauf beharren, dass illegales Kopieren verhindert werden soll.

Delay: Alter, das finde ich so schwanzlos. Die sollten sich lieber Sorgen darum machen, keine uncoole Musik zu machen.

Frage: Der Berliner Musiker Sven Regener hat durch ein Radio-Interview die Diskussion um die Urheberrechte und die Pläne der Piraten neu entfacht. Er hat auch gesagt, dass sich viele Musiker nicht trauen würden, ihre Meinung zu sagen.

Delay: Ich fand die Wutrede von Sven Regener super. Aber ich verstehe nicht, warum er die Sorge äußert, dass seine Haltung uncool sein könnte.

Frage: Möglicherweise hat er ja recht? Der Gestus des Pop war immer eher kapitalismuskritisch. Da ist es schwierig, zu sagen: Ich will, dass die Leute bezahlen.

Delay: Ich finde nicht, dass Pop per se antikapitalistisch ist. HipHop schon gar nicht.

Lauer: Als ich Regener gehört habe, dachte ich, die Forderung nach dem Verbot von Tauschbörsen klingt, als wollte man die Schwerkraft verbieten. Wir leiten viele unserer Forderungen aus den technischen Gegebenheiten des Netzes ab. Die stehen für uns wie Naturgesetze. Deswegen fällt es Ihnen und vielen anderen manchmal schwer, uns zu verstehen.

Frage: Uns fällt es schwer, weil Sie als Piraten eine Umsonst-Kultur im Netz propagieren, für die es keine Rechtfertigung gibt: Musik, Filme, auch Journalismus, alles darf nichts kosten.

Lauer: Wir suchen doch nach Lösungen, auch zur Bezahlung von geistigem Eigentum. Wenn ein Musiker eine Idee für eine Platte hat, kann er die doch im Netz bekannt machen und fragen, wer bereit ist, dafür zahlen.

Delay: Der soll mit dem Hut rumgehen? Das funktioniert nur, wenn dieser Künstler schon einen großen Namen hast. Ein unbekannter Künstler, der Geld für eine Idee sammelt? Vergiss es.

Lauer: Entschuldigung. Wir müssen, was Bezahlmodelle im Netz angeht, schon ein bisschen experimentieren. Wenn hier jeder Vorschlag nur abgeschmettert wird,

brauchen wir uns nicht zusammensetzen. Natürlich machen wir Fehler und kennen uns manchmal nicht aus. Aber ich hoffe, es kommt rüber, dass wir uns mit dem Urheberrecht und den Produktionsbedingungen von Kulturschaffenden auseinandersetzen. Im Übrigen geht es nicht ums Klauen. Wenn ich dir die Kappe vom Kopf klaue, Jan, dann ist die weg. Wenn ich einen Song von dir im Netz kopiere, dann ist der aber noch da.

Delay: Dieser Song ist noch da. Aber der Musiker, der ihn gemacht hat, wird keinen zweiten aufnehmen können, weil er mit dem ersten kein Geld verdient hat. Insofern nehmt ihr den Leuten durchaus etwas weg. Meine eigene Biografie als Künstler veranschaulicht das gut: Mit 15 habe ich angefangen, Musik zu machen, nur so. Ich ging noch zur Schule, dann Zivildienst, habe weitergemacht mit der Musik, weil es gut lief, dann Studium, und plötzlich hatte ich einen Hit und keine Zeit mehr fürs Studium. Das heißt, ich habe nur weitergemacht, weil es, jetzt mal krass formuliert, damals kein Internet gab. Hätten sich alle meine Musik einfach umsonst runtergesaugt, hätte ich aufgehört. Dann hätte ich Jura studiert oder BWL oder wäre jetzt ein Junkie.

Frage: Ein junger Künstler kann heute nicht mehr von seinen Platten leben?

Delay: Jedenfalls nicht, wenn man wie ich Wert auf eine hochwertige Produktion und aufwendige Videos legt. Heutzutage verdienst du dein Geld mit Live-Shows, mit Merchandise, oder du stellst dich für Werbung zur Verfügung. Als ich von meinem letzten Album 100 000 Stück verkauft und damit Gold-Status erreicht hatte, war ich immer noch im Minus.

Lauer: Warum?

Delay: Heute reichen in einer schwachen Woche 10 000 Verkäufe, um in Deutschland auf Nummer eins zu gehen. Dafür war vor 15 Jahren ein Vielfaches nötig. Die Kosten für Marketing sind aber eher gestiegen. Es wird viel investiert von der Plattenfirma, aber das meiste wird mir gegengerechnet. Viel bleibt nicht übrig, vor allem wenn du so aufwendige Videos drehst wie zum Beispiel mein "Oh Jonny". Da

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

musst du schon ein Platin-Album haben, also 200 000 Einheiten verkaufen wie ich jetzt, damit man am Ende vielleicht ein bisschen verdient.

Lauer: Verkaufst du über iTunes?

Delay: Klar. Aber von den 99 Cent, die ein Song dort im Schnitt kostet, gehen gerade mal 15 Prozent an mich, davon muss ich aber noch die Produktion und die Musiker bezahlen. Das ist ein Witz.

Lauer: Siehst du.

Delay: Aber du hast dir vorhin eine Abmahnung über 1500 Euro eingehandelt.

Lauer: Was?

Delay: Du hast gestanden, dass du dir "Family Guy" bei Pirate Bay besorgt hast. Ist schon notiert. Das kostet.

Man müsste dringend mit den Griechen sprechen

Die Idee Man müsste dringend mit den Griechen sprechen Der Ort Taverne »Strofi« in Athen Die Gäste 13 Menschen, die etwas zu sagen haben Die Zeit 23. September, 17 Uhr bis 2 Uhr nachts Die Themen Euro-Krise, Streiks, Beamte, Steuerhinterziehung, Reeder, korrupte Behörden, Deutschland, Europa, Mentalität, Angela Merkel, Einwanderung, Auswanderung

Alexandros Stefanidis, SZ-Magazin, 21.10.2011

Takis Michas, 62, Publizist, gehört zu den schärfsten Kritikern des griechischen Staatsapparats. Michas ist unter anderem Kolumnist für das Wall Street Journal.

Tasos Telloglou, 50, Investigativjournalist, hat die Schmiergeldaffäre um Siemens aufgedeckt, Moderator des Polit-Magazins Oi Neoi Fakeloi (Die neuen Briefumschläge) auf Skai TV.

Leandros Rakintzis, 73, ehem. Verfassungsrichter, ist seit 2004 Generalinspekteur der öffentlichen Verwaltung und damit Vorkämpfer der griechischen Regierung gegen Beamtenbestechung und Korruption.

Konstantinos Papageorgiou, 66, Rechtsphilosoph und Autor, berät seit 1982 den öffentlich-rechtlichen Radiosender ERT in Literaturfragen, verzweifelt am Zustand des griechischen Buchmarkts, der um 40 Prozent eingebrochen ist.

Despina Sevasti, 34, Initiatorin der Athener Biennale, hat Archäologie, Kunst und Kunstgeschichte studiert; Kommunikationschefin der 3. Athener Biennale Monodrome, die am 22. Oktober startet.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Panos Pappas, 44, Regisseur und Dokumentarfilmer, hat Jura und Film in Athen studiert, dreht und produziert hauptsächlich fürs griechische Fernsehen, mehrere Auszeichnungen.

Konstantinos Kalfopoulos, 55, Soziologe und Schriftsteller, Absolvent der Deutschen Schule in Athen, Studium in Hamburg, Autor der konservativen Tageszeitung Kathimerini. Schreibt auch für die NZZ, Die Zeit und den Tagesspiegel.

Dora Bakoyianni, 57, Politikerin, ehemalige Bürgermeisterin Athens und Außenministerin Griechenlands, wurde 2010 aus der Oppositionspartei geworfen, weil sie für die Sparmaßnahmen der Regierung stimmte.

Petros Markaris, 74, Schriftsteller, in Deutschland bekannt geworden mit seinen »Kostas Charitos«-Kriminalromanen. Sein jüngstes Werk Faule Kredite spielt inmitten der aktuellen Krise.

Titos Patrikios, 83, Lyriker und Nationalheld, war Mitglied des Widerstands im Zweiten Weltkrieg, entging nur knapp der Exekution, gilt in Griechenland als graue Eminenz der Gesellschaftskritik.

Manos Stefanidis, 57, renommierter Kunstkritiker, seit 25 Jahren wissenschaftlicher Mitarbeiter und Kurator der griechischen Nationalgalerie, lehrt Kunstgeschichte an der Athener Universität.

Chloe Theodoropoulou, 27, Tänzerin, studierte klassischen Tanz in Athen und London, ohne festes Engagement, arbeitet als freie Künstlerin. Ihr Plan: Auswandern! So schnell wie möglich.

Georgios Kordakis, 38, Fotograf, studierte Autodesign in Turin und Medienmanagement in London, seit 1997 freier Kunst- und Architekturfotograf mit Ausstellungen weltweit. Lebt in New York und Athen.

In Athen streiken wieder einmal die Bediensteten der öffentlichen Verkehrsmittel. Metro, Busse, Tram und Taxis stehen still. Die griechische Hauptstadt versinkt im Verkehrschaos. Es ist Ende September. Regierungschef Georgios Papandreou hat gerade ein weiteres Sparpaket angekündigt, das fünfte innerhalb eines Jahres. Das Land steht kurz vor der Pleite. Auf dem zentralen Syntagma-Platz haben

sich Tausende Menschen versammelt, um zu demonstrieren. Die Stimmung schwankt zwischen tiefer Verzweiflung und blanker Wut. Wir haben einige hundert Meter entfernt, unterhalb der Akropolis, einen Tisch in der Taverne »Strofi« bestellt. In Griechenland haben lange Tischgespräche Tradition: Megalo Trapezi (großer Tisch) nennt man das hier. Es ist kurz vor 17 Uhr. Auf unserem großen Tisch stehen Brotkörbe, Wasserflaschen und Schälchen mit Olivenöl sowie einige Vorspeisen: Gefüllte Weinblätter, Tsatsiki, Bauernsalat, Zucchinifrikadellen, Auberginenpastete und gegrillter Schafskäse. Fast zeitgleich, um Punkt 17 Uhr, betreten Takis Michas, Publizist und Kolumnist des »Wall Street Journal«, und Leandros Rakintzis, seit 2004 Generalinspekteur der öffentlichen Verwaltung, das »Strofi«. Rakintzis setzt sich sofort an den Tisch und erzählt lautstark, dass er sich mit dem Auto eine Stunde durch den Verkehr gequält hat, um eine Strecke von zehn Kilometern zurückzulegen.

Frage: Herr Rakintzis, gehen Ihnen die Streiks auf die Nerven?

Rakintzis: Ja und nein. Nein, weil ich die Nöte der Streikenden verstehe. Ein Beamter, der im Januar noch 1500 Euro Gehalt bezogen hat, bekommt heute vielleicht noch knapp 1000 Euro. Das ist eine Einbuße von mehr als 30 Prozent. Das steckt niemand leicht weg. Und ja, weil vielen Bürgern mit den Streiks die Möglichkeit genommen wird, pünktlich an ihrem Arbeitsplatz zu erscheinen. Ganz zu schweigen davon, dass die Streiks für unsere Wirtschaft katastrophal sind.

Tasos Telloglou, der Journalist, der die Schmiergeldaffäre um Siemens aufgedeckt hat, kommt und setzt sich neben Rakintzis. Takis Michas hat gegenüber Platz genommen. Michas trinkt nur Wasser, Telloglou bestellt einen doppelten Espresso.

Michas: Katastrophal für den griechischen Staat ist vor allem die Anzahl seiner Beamten und Angestellten. Bis vor einem Jahr wusste die griechische Regierung nicht einmal, wie viele sie insgesamt beschäftigt. Mittlerweile ist klar: Es sollen über eine Million sein.

Rakintzis: So viele sind es nicht. Woher haben Sie diese Zahl?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Telloglou: Griechenland hat 758 000 Beamte. Wenn wir Streitkräfte, Polizisten und die Angestellten der staatlichen Unternehmen hinzuzählen, kommen wir auf mehr als eine Million.

Rakintzis: Ach so, Sie meinen alle. Ja, ja, so viele dürften es ungefähr sein.

Frage: Ungefähr?

Rakintzis : Ja, in etwa. Niemand kann die genaue Zahl bestimmen, die schwankt jeden Tag.

Michas : Warum?

Rakintzis : Durch Entlassungen, Pensionierungen, Neueinstellungen, Kündigungen verändert sich die Zahl ständig. Ich bezweifle, dass irgendein Staat auf der Welt die genaue Zahl seiner Beamten kennt, da es immer diese Fluktuation gibt.

Rakintzis erblickt auf dem Tisch die kleinen Fläschchen mit dem Tsipouro-Schnaps.

Rakintzis: Ja, was haben wir denn da? Eine Tsikoudia. Großartig. Trinken wir erst mal ein Glas.

Michas und Telloglou winken dankend ab. Telloglou nippt an seinem Espresso. Michas bleibt beim Wasser. Rakintzis füllt unsere Gläser und hebt sein Glas.

Rakintzis : Dann trinke ich mit Ihren deutschen Kollegen! Yamas!

Frage: Yamas! Herr Michas, Sie gelten als strenger Kritiker der griechischen Verhältnisse. Woran krankt das Land?

Michas: Wo soll ich anfangen? Gestern bin ich um 8.30 Uhr zum Finanzamt, um meine Steuererklärung für 2010 abzugeben. Ich wartete eine halbe Stunde zusammen mit einem guten Dutzend anderer. Um neun Uhr kommt eine Frau mit einem Frappé in der Hand und sagt uns, wir sollten nach Hause gehen, die Finanzbeamten hätten heute alle eine längere Besprechung. Ist das zu fassen? Ich kam, um meine Steuern zu zahlen, und sie haben mich einfach rausgeworfen.

Frage: Auch in Deutschland kann ein Behördengang zum Martyrium werden.

Michas: Das glaube ich Ihnen nicht. Deutschland ist ein Ordnungsparadies. Da kann es vielleicht vorkommen, dass du nicht bedient wirst, wenn du eine Sekunde zu spät kommst. Aber wenn du rechtzeitig zu den Öffnungszeiten vor Ort bist, läuft alles glatt. Ich habe sofort beim Verbraucherschutzbüro angerufen, um mich zu beschweren: »Was soll die ganze Diskussion um Steuerhinterziehung, wenn ich nicht mal meine Steuererklärung abgeben kann?«, rief ich in den Hörer. Aber auch dort hat man mich abgewimmelt, ich könnte einen schriftlichen Antrag einreichen und sie würden der Sache »ganz sicher« nachgehen. Dass ich nicht lache! Ich hab das Handy wütend in die Sofaecke gefeuert!

Frage: Beim Thema Steuerhinterziehung ist immer die Rede von unangemeldeten Swimmingpools in Athener Gärten, teuren Sportwagen vor den angesagten Clubs und noch teureren Yachten in den Häfen von Piräus. Warum fällt es dem griechischen Staat so schwer, dort nach Steuerhinterziehern zu suchen?

Telloglou: Ganz einfach: Niemand redet darüber. Und natürlich ist der »kleine Mann auf der Straße« zu Recht wütend, dass immer nur er zur Kasse gebeten wird. Nehmen wir als Beispiel die Reeder. Griechenland besitzt die größte Handelsflotte der Welt. Warum ist das so? Die Reeder zahlen hier so gut wie keine Steuern.

Frage: Wie kann das sein?

Telloglou: 1975 versprach der damalige Ministerpräsident Kostas Karamanlis den Reedern, dass sie für die Devisen ihrer Handelsflotte keine Steuern zahlen müssten. Das ist eines der Gründungsstatuten der Dritten Hellenischen Republik. Auf solchen Coups d'Etat ist unser Land aufgebaut.

Rakintzis: Einspruch! Unser Finanzminister hat neulich angekündigt: »Wir werden nach Wegen suchen müssen, wie die Reeder zu unseren nationalen Anstrengungen beitragen können.«

Telloglou: Er hat damit eher zugegeben, dass er ein Problem damit hat, die Reeder zu Steuerzahlungen aufzufordern. In Piräus existiert für die Reeder eine Art Sonderfinanzamt. Dort werden Sie nicht einen einzigen Computer vorfinden. Die

Bilanzen dieser Milliardenunternehmen sind in einfachen großen Kladden eingetragen. Das pure Chaos.

Rakintzis: Aber wie soll man da vorgehen, Herr Telloglou? Wenn man diese Reeder und ihre Handelsschiffe besteuert, wandern sie einfach in andere Länder ab. Sie wechseln innerhalb von zwei Stunden ihre Flagge, und wir sehen sie nie wieder. Schauen Sie zur ehemaligen Seemacht Großbritannien. Wissen Sie, dass heute ganze sechs Handelsschiffe weltweit unter britischer Flagge fahren? Wissen Sie, wie viele griechische Arbeitsplätze in dieser Branche stecken? Hunderttausende. Nach dem Tourismus ist das unsere wichtigste Branche.

Telloglou: Und was schlagen Sie vor? Soll alles so bleiben, wie es ist?

Rakintzis: Nein. Wir müssen diese Superreichen überzeugen, in unser Land zu investieren. Aber um sie zu locken, muss man ihnen eins garantieren: Steuervorteile.

Michas: Da beißt sich also die Katze in den Schwanz. Und wir sind so klug wie zuvor.

Rakintzis: Unsinn! Wir sind uns doch alle einig: An erster Stelle brauchen wir Wirtschaftswachstum. Dafür ist Finanz-, Steuer- und Rechtssicherheit notwendig. Man kann die Gesetze nicht nach Belieben ändern, weil es einem gerade in den Kram passt.

Michas: Herr Rakintzis, eine andere Frage: Wie viele der eine Million Staatsbediensteten halten Sie für überflüssig?

Rakintzis: Das kann ich nicht sagen. Man müsste anhand eines Organigramms feststellen, welche Behörden und Institutionen man in Zukunft braucht und welche nicht. Ich gebe aber auch zu Bedenken: Viele unserer Ämter sind chronisch unterbesetzt.

Michas: Aber Sie geben zu, dass einige Behörden »nicht gebraucht« werden?

Rakintzis: Das weiß ich schlicht nicht, Herr Michas. Ich bin nicht der liebe Gott.

Telloglou: Wir haben 2011 Staatsausgaben von zirka 70 Milliarden. Von diesen 70 Milliarden sind 39 Milliarden Gehälter, Renten und Transferleistungen. Das

Problem: Unsere Wirtschaft kann nur 18,5 Milliarden Euro für Gehälter, Renten und Transferleistungen aushalten.

Michas: Das bedeutet, wir müssten eigentlich die Hälfte unserer Staatsbediensteten loswerden, also etwa 500 000 Menschen, um einen ausgeglichenen Haushalt vorzuweisen?

Telloglou: So in etwa.

Rakintzis: Wir können nicht 500 000 Menschen entlassen. Das würde Krieg bedeuten.

Frage: Regierungschef Papandreou hat angekündigt, dass viele staatliche Betriebe in den kommenden Monaten schließen müssen. Von bis zu 150 000 Entlassungen ist die Rede.

Michas: Das hat die Regierung schon vor einem Jahr versprochen. Passiert ist nichts.

18.25 Uhr. Konstantinos Papageorgiou, Autor und Philosoph, betritt die Taverne. Er schenkt sich einen Tsipouro ein.

Papageorgiou: Kalispera!

Rakintzis: Was ist Ihre Profession, Herr Papageorgiou?

Papageorgiou: Ich bin Schriftsteller.

Rakintzis: Gott sei Dank! Kein weiterer Journalist! Die beiden löchern mich seit einer Stunde.

Er zeigt auf Michas und Telloglou, die beide ein bisschen von den Vorspeisen probieren.

Frage: Herr Rakintzis, wir haben von einer Behörde am Kopais-See gehört, die seit mehr als 50 Jahren existiert, obwohl sie nur für ein einjähriges Projekt gegründet wurde.

Rakintzis: Ja. Der Kopais-See sollte 1957 trockengelegt werden. Für diesen Zweck wurde damals eine Behörde ins Leben gerufen. Aber die gegründete Behörde hat sich nie mit der Trockenlegung des Sees beschäftigt.

Frage: Sondern?

Rakintzis: Eher mit der Bewässerung der Felder ringsum.

Michas: Hören Sie lieber auf, Herr Rakintzis. Ich weiß nicht, ob ich weinen oder lachen soll.

Rakintzis : Das ist eine vergessene Behörde, die nichts mit ihrem ursprünglichen Zweck zu tun hat.

Telloglou: Und diese Behörde hat seitdem konstant 30 Angestellte, die das Wasser verteilen.

Frage: Sie kennen alle die Geschichte?

Michas: Natürlich. Aber das Beste ist: Als die Gründungsmitglieder dieser Behörde in Rente gingen, wurden ihre Stellen nicht gestrichen. Man hat sie mit nahen Verwandten der frisch gebackenen Pensionäre neu besetzt.

Frage: Warum lösen Sie die Behörde nicht auf, Herr Rakintzis?

Rakintzis: Das ist nicht so einfach.

Frage: Lassen Sie uns raten: rechtliche Probleme?

Telloglou: Es gibt ein Gesetz von 1911, dass Beamte nicht plötzlich entlassen werden dürfen.

Rakintzis: Richtig. Nur wenn die Verwaltungsbehörde für den Kopais-See zum Beispiel abgeschafft werden sollte, würden auch die Beamten automatisch entlassen werden. Aber um eine Behörde aufzulösen, müssten wir erst mal nachweisen, dass diese Behörde keine Funktion erfüllt.

Michas: Pervers. Ich habe eine Frage an unsere deutschen Kollegen: Wie soll man da als griechischer Normalbürger noch ruhig bleiben?

Frage: Herr Rakintzis, wir würden Sie gern etwas anderes fragen: Gehen Sie noch jeden Morgen mit Freude zur Arbeit?

Rakintzis: Sie meinen: trotz der ganzen Misere? Ganz klar: Ja! Ich bin 73 Jahre alt und ich arbeite jeden Tag mit großer Freude. Vielleicht sind die Ergebnisse meiner

Arbeit nicht immer sichtbar; aber die Gesellschaft, die Verwaltung, die Bürokratie zu verändern – das braucht Zeit, das geht nicht von einem Tag auf den anderen.

Telloglou: Das sage ich jetzt nicht, weil er neben mir sitzt. Aber Menschen wie Leandros Rakintzis gibt es viel zu wenige in der griechischen Bürokratie.

Frage: Die Frankfurter Allgemeine Zeitung schrieb vor wenigen Tagen: »Papandreou wollte Griechenland bei seinem Amtsantritt im Oktober 2009 zum Dänemark des Südens machen, doch nun es ist zum Uganda des Nordens geworden.«

Michas: In Uganda funktioniert vieles besser als hier. Griechenland ist eher wie Somalia – mit einer Akropolis in der Mitte.

Frage: Was die in Deutschland immer offener gestellte Frage aufwirft: Gehört Griechenland überhaupt zu Europa?

Rakintzis: Wer diese Frage ernsthaft stellt, ist entweder sehr ungebildet oder ein Demagoge.

Telloglou: Ich habe diese Frage oft gehört. Sie basiert auf einer Logik, die vielen Deutschen anscheinend innewohnt: Sie messen ganz Europa nach ihren Maßstäben. Das ist ein großer Irrtum. Europa muss mit unterschiedlichen Maßstäben gemessen werden. Ich hatte dieselbe Diskussion einmal mit einem deutschen Banker in Frankfurt am Main. Ich sagte ihm: Wir müssen einen gemeinsamen Nenner finden. Er sagte mir, den gebe es bereits: die Maastrichter Kriterien. Drei Prozent Defizit pro Jahr und höchstens 60 Prozent Schulden. Wer sich nicht daran hält, fliegt raus. Dann fragte ich ihn, wie hoch die Verschuldung Deutschlands sei, und er antwortete: 80 Prozent.

Rakintzis: Ist Europa also ein geografischer oder ein humanistischer Begriff?

Zum ersten Mal meldet sich Kostas Papageorgiou zu Wort. Bisher hat er an seinem Tsipouro genippt und aufmerksam zugehört.

Papageorgiou: Kann es nicht sein, dass es auch nur ein linguistischer Begriff ist?

Rakintzis: Sie meinen, die europäische Idee ist eine Kopfgeburt?

Papageorgiou : Nein, so weit würde ich nicht gehen. Wir Griechen haben aus historischer Sicht zu diesem Raum, der sich als Europa definiert, sehr viel beigetragen. Vielleicht mehr als andere Länder. Danach haben wir nicht mehr viel zustande gebracht, während andere Nationen es besser machten. Das ist der Lauf der Dinge.

Michas: Herr Papageorgiou, ich muss Ihnen und Tasos widersprechen. Griechenland ist das einzige Land gewesen, das mit den Kernfragen der europäischen Außenpolitik nie einverstanden war. Griechenland war das einzige Land, das 1983 den Abschuss eines südkoreanischen Jumbos durch die Sowjetunion begrüßte. Griechenland war das einzige Land, das den polnischen Ministerpräsidenten Jaruzelski unterstützte, als er 1981 das Kriegsrecht in Polen ausrief, um gegen die Solidarno´s´c-Bewegung vorzugehen. Griechenland unterhielt bis vor Kurzem die größte Botschaft aller Länder in Libyen, und vor allem war Griechenland das einzige Land, das Miloševi´c und Karadži´c unterstützte. Griechenland hat sich also schon immer klar von den übrigen europäischen Ländern abgesetzt.

Telloglou: Deiner Logik nach könnte man auch behaupten, Italien sei das einzige Land, dessen Ministerpräsident gemeinsame Geschäfte mit Putin gemacht hat, weil beide auf Macho-Gehabe und junge Frauen stehen. Sagt das etwas über Italien aus?

Michas: Wenn du mich so fragst: Ja. Beide lachen.

Rakintzis: Meine Herren, die Frage ist doch, ob wir Griechen wie Europäer denken, ob wir tatsächlich zu Europa gehören. Und daran kann es keinen Zweifel geben!

Frage: Herr Telloglou, Sie haben in den vergangenen Jahren einige Skandale in Griechenland aufgedeckt, etwa die Siemens-Affäre. Wie motivieren Sie sich, wenn Sie die Zustände hier betrachten?

Telloglou: Geben wir uns keinen Illusionen hin. Weder ich noch andere sind in der Lage oder besitzen die Macht, das Verhalten der Menschen zu verändern. Der Großteil der Griechen arbeitet sich für 700 Euro im Monat den Buckel schief. Ein kleinerer Teil hat gelernt, aus dem Staatstopf zu lecken, und führt ein zwangloses

Leben. Und ein winziger Teil hat das Land mehr oder weniger unter sich aufgeteilt und benutzt es als Spielwiese.

Rakintzis: Reden wir jetzt über die Mentalität der Griechen?

Papageorgiou: Eine Mentalität zu ändern bedarf es Generationen.

Rakintzis: Der Grieche wird seine Mentalität nie ändern.

18.50 Uhr. Telloglou verabschiedet sich, er ist vor wenigen Tagen Vater eines Sohnes geworden und möchte nach Hause.

Frage: Herr Papageorgiou, können Sie uns bitte etwas über das Wesen, die Mentalität der Griechen sagen? Hat sich der Charakter der Griechen in den letzten zwei Jahren verändert?

Papageorgiou: Die Rahmenbedingungen unseres Alltags haben sich zweifellos geändert, wir alle fragen uns, wie wir den nächsten Tag überleben. Aber ob sich das Wesen der Griechen verändert hat? Da bin ich skeptisch. Momentan wird der Grieche geradezu erpresst, sich zu verändern.

Rakintzis: Sie meinen wegen des strikten Sparpakets?

Papageorgiou: Vergessen wir nicht: Griechenland war immer ein armes Land an der Peripherie. Erst in den letzten Jahren hatten wir das trügerische Gefühl, dass auch wir Anschluss finden an die große weite Welt. Mit dem Plastikgeld, den Kreditkarten, haben wir uns eine Illusion geschaffen und sind ihr verfallen.

Rakintzis: Also sind wir selbst für den ganzen Schlamassel verantwortlich?

Papageorgiou: Sagen wir so: Wenn in Griechenland jeder seine Arbeit richtig machen würde, wäre es nicht so weit gekommen. Diese Menschen, die uns in den letzten Jahrzehnten regiert haben, Karamanlis senior, Papandreou senior, ihre Söhne und Neffen. Wenn sie ihre Namen nicht hätten, würden sie nicht mal als Pförtner bei einer Bank taugen.

Rakintzis: Das Volk ist für seine Politiker verantwortlich ...

Papageorgiou: Das Volk, lieber Herr Rakintzis, fühlt sich verraten. Es geht auf die Straße und ruft: Wir haben dieses Geld nicht verprasst, das wart ihr allein!

Frage: In Deutschland herrscht vielerorts noch das Bild des gastfreundlichen, lebensfrohen und weltoffenen Griechen vor. Entspricht dieses Klischee noch annähernd der Realität?

Rakintzis: Sie sind ja noch auf dem Stand von Zorba the Greek!

Papageorgiou: Nein, dieses Bild existiert in der Realität nicht mehr, nur noch auf der Leinwand. Der Neugriechen ist ein purer Hedonist. Lust und Freude zählen, Schmerz und Leid werden vermieden, wo es nur geht.

Michas: Sie haben absolut Recht, Herr Papageorgiou. Die Dekadenz hat in unserem Land schon lange die Überhand gewonnen.

Papageorgiou: Herr Rakintzis, ich sehe jeden Tag volle Bars und Restaurants in Athen. Woher kommen denn die Reserven für so einen Lebenswandel? Woher haben die jungen Leute das Geld?

Rakintzis: Von ihren Eltern. Der junge Durchschnittsgriechen im Jahr 2011 kann sich seinen Lebensstandard nur leisten, weil die Elterngeneration dafür geradesteht. Gehen Sie mal einen Tag nach der Einberufung zu einer Militärkaserne: Wissen Sie, wer da mit Trinkflaschen, geschmierten Broten und ein paar Geldscheinen am Zaun steht? Die Mütter der Soldaten.

19 Uhr. Despina Sevasti kommt. Sie trinkt Weißwein und Wasser.

Frage: Frau Sevasti, kennen Sie die Herren am Tisch?

Sevasti: Nur dem Namen nach, kalispera.

Papageorgiou: Wer sind Sie, Frau Sevasti?

Sevasti: Ich bin Pressechefin der Biennale in Athen.

Rakintzis: Biennale? Was ist das?

Sevasti: Die Biennale ist eine alle zwei Jahre stattfindende Ausstellung, ein künstlerisches Festival.

Rakintzis: Ist das eine Körperschaft des öffentlichen Rechts? Ich kenne die Gesellschaft nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sevasti: Es gibt uns seit 2005. Wir sind eine Non-Profit-Gesellschaft des bürgerlichen Rechts.

Rakintzis: Wie hoch ist Ihr Budget?

Sevasti: Das würde ich eigentlich sehr gern für mich behalten.

Michas: Herr Rakintzis ist Generalinspekteur der öffentlichen Verwaltung. Er könnte Ihnen auch ein verbindliches Fax schicken, Frau Sevasti. Alle lachen.

Sevasti: Unser Budget liegt bei knapp einer Million Euro.

Rakintzis: erleichtert Ach so. Sie sind nur ein kleiner Fisch.

Papageorgiou: Erhalten Sie staatliche Unterstützung, Frau Sevasti?

Sevasti: Die Biennalen von 2007 und 2009 wurden noch vom Ministerium für Kultur unterstützt. Für die nächste Biennale verhandeln wir noch.

Frage: Herr Rakintzis, kann Frau Sevasti auf ein paar Euro aus dem Kulturministerium hoffen?

Rakintzis: Ich will Ihnen nicht den Mut nehmen, aber besonders gut stehen die Dinge nicht für Sie, liebe Frau Sevasti. Leider bezahlen wir immer noch für die Olympischen Spiele.

Frage: Die Olympischen Spiele in Athen fanden im Jahr 2004 statt.

Rakintzis: Ich weiß, ich erinnere mich gut. Aber das ist kein Scherz. Der Schuldenberg von damals ist längst nicht abbezahlt.

Papageorgiou: Wer schuldet denn dieses Geld?

Rakintzis: Wir schulden es alle, lieber Herr Schriftsteller. Sie auch.

Papageorgiou: sichtlich angewidert Wer war eigentlich der Träger der Spiele?

Rakintzis: Das Kulturministerium. Aber Frau Sevasti, eine Frage: Wer zahlt die Schulden, wenn die Biennale Miese macht?

Sevasti: etwas empört Wir machen keine Miesen, Herr Rakintzis! Wir arbeiten zu 90 Prozent unentgeltlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rakintzis: Bravo! Aber noch mal: Wer bezahlt zum Beispiel Sie?

Sevasti: Meinen Sie mich persönlich? Kann sich ein fast hysterisch klingendes Lachen nicht verkneifen.

Rakintzis: Ja. Sie werden doch sicher bezahlt, oder?

Sevasti: Ich bekomme eine Entschädigung. Die reicht aber nicht einmal für meine Benzinkosten.

Papageorgiou: Und die internationalen Künstler, die Sie eingeladen haben, sind die trotz leerer Kassen bereit, nach Griechenland zu kommen?

Sevasti: Na ja, sagen wir: die meisten. Ich will es nicht leugnen: Auch in der Kunstwelt spielt Geld eine wichtige Rolle.

Papageorgiou: Wem sagen Sie das? Die Buchkäufe in Griechenland sind 2010 um 40 Prozent zurückgegangen. Junge Schriftsteller haben kaum Chancen sich zu etablieren und für seriöse Schriftsteller gibt es keinen Markt. Die Lage ist so mies, dass selbst mit mehreren Preisen ausgezeichnete Autoren keinen Verleger für ihre Bücher finden. Kein Wunder, dass alle ins Ausland abwandern wollen.

Frage: Frau Sevasti, Sie sind 34 Jahre alt. Möchten Sie in Griechenland bleiben oder Ihr Glück im Ausland versuchen?

Sevasti: Ich würde sehr gern weggehen. Und ich bin nicht die Einzige! Ich habe mehrere Studiengänge absolviert, Stipendien erhalten, meine Diplome mit Auszeichnung bestanden. Warum? Ich wollte immer finanziell unabhängig sein. Und schauen Sie mich heute an: Mitte dreißig, bestens ausgebildet und trotzdem reicht es nicht für ein vernünftiges monatliches Einkommen.

Rakintzis: Ach, wenn ich das schon höre! Bei der ersten Schwierigkeit wollen alle weg.

Sevasti: Moment mal, ich habe Ihnen doch eben erst gesagt, dass wir fast ohne Bezahlung sieben Tage in der Woche die Biennale organisieren. Also erzählen Sie mir jetzt nicht, ich würde vor Schwierigkeiten weglaufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rakintzis: Entschuldigung, ich meinte nicht Sie persönlich, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich das großartig finde, was Sie tun.

Michas: Ich verstehe nicht, warum es in Zeiten der Globalisierung so tragisch sein soll, Griechenland zu verlassen. In den USA arbeiten einige in San Francisco und wohnen eigentlich in New York. Da liegen mehr als 4000 Kilometer dazwischen.

Rakintzis: Ja, aber es ist immer noch dasselbe Land. Die jungen, gut ausgebildeten Griechen sollten in ihrer Heimat bleiben und in der Krise mit anpacken. Liebe Frau Sevasti, gehen Sie nicht. Wir werden Sie brauchen.

19.20 Uhr. Papageorgiou geht, er gibt abends Schreibkurse an der Athener Uni. Kurz darauf betritt Dora Bakoyianni das Lokal. Die ehemalige Außenministerin Griechenlands und Ex-Bürgermeisterin Athens wird von Bodyguards begleitet. Sie setzt sich an den Tisch, schenkt sich ein Glas Weißwein ein und bittet um Eiswürfel.

Bakoyianni: Kalispera! Worum geht's gerade?

Sevasti: Wir waren bei der Frage, ob es für Griechenland eine Rettung gibt, da der Großteil der jungen Akademiker das Land am liebsten gleich verlassen würde.

Michas: Es gibt keinen anderen Ausweg. Macht, dass ihr wegkommt!

Bakoyianni: Das kann und will ich so nicht akzeptieren. Ich bin Griechin, ich bin Optimistin. Ich glaube keinesfalls, dass diese Krise Griechenland in die absolute Katastrophe führen wird.

Michas: Die Auswanderungswelle hat bereits begonnen.

Bakoyianni: Ja, und diese Art der Auswanderung ist nicht zu vergleichen mit der griechischen Emigration von 1960, als damals die ungelerten Arbeiter nach England, Frankreich und Deutschland auswanderten. Heute verlassen uns die Gebildeten. Und trotzdem bin ich davon überzeugt: Diese Krise wird ein Griechenland hervorbringen, das auf festeren Beinen stehen wird.

Sevasti: Woher nehmen Sie Ihren Optimismus, Frau Bakoyianni?

Bakoyianni: Unser größter Feind ist nicht der IWF oder die EU-Kommission. Es ist unser eigener Staat. Keine Regierung hat es bisher gewagt, sich mit diesem Staat, seiner Verwaltung, der immensen Bürokratie anzulegen.

Sevasti: Mit Verlaub, unser Staat war schon immer ein schlechter Witz. Das ist doch nichts Neues. Ich habe eher das Gefühl, dass die Europäer begriffen haben, dass nur ein internationales Konglomerat hier Abhilfe schaffen kann.

Rakintzis: Bitte keine Verschwörungstheorien!

Bakoyianni: Ich verstehe Ihren Unmut. Aber wir müssen auch sehen: Wir mögen die Wiege der Demokratie sein, aber unsere heutige Demokratie ist noch sehr jung, sie existiert erst seit 1974. Davor hatten wir den Zweiten Weltkrieg, anschließend einen brutalen und blutigen Bürgerkrieg, und in den Sechzigern, Siebzigern wurden wir von einer Militärjunta regiert.

Sevasti: Wir kennen unsere Geschichte.

Bakoyianni: Das weiß ich. Worauf ich hinaus will: Wir sind alle Gefangene der von uns aufgebauten Mechanismen, der Parteienarmeen, der Klientelwirtschaft und Politikerverdrossenheit. Jetzt werden wir aber aufgerufen, diese fast schon traditionellen Mechanismen niederzureißen.

Frage: Frau Bakoyianni, laut Umfragen gehört der Politiker zu den meistgehassten Berufen. Es gab auch schon Übergriffe wütender Demonstranten. Wie fühlen Sie sich als Politikerin heutzutage in Griechenland?

Bakoyianni: Ich fühle mich schrecklich. Aber ich gehöre noch zu den Glücklichen, ich kann mich in Athen bewegen und bin bis jetzt von niemandem angegriffen worden.

Michas: zeigt auf einen breitschultrigen Personenschützer Sie werden ja auch von sehr stattlichen Herren begleitet. Haben Sie über diese »schrecklichen Gefühle« schon mit Kollegen gesprochen?

Bakoyianni: Allerdings. Die erste Reaktion meiner Kollegen ist: Sie wollen die Politik verlassen. Und ich verstehe das: Einige von ihnen gingen in die Politik und

hatten Träume, wollten die Welt verändern. Andere dagegen sind Politiker geworden, weil sie Streicheleinheiten für ihr Ego brauchen.

Michas: Das sind die Politiker, die wir loswerden müssen.

Bakoyianni: So einfach ist das nicht. Es gibt natürlich auch egoistische Politiker, die trotzdem das Gemeinwohl im Blick haben. Unser Problem bei der Neustrukturierung ist ein anderes: Meine Generation ist eine sehr, sehr stolze Generation. Wir haben die Diktatur durchgemacht, wir wissen, was es bedeutet, wenn jemand um vier Uhr in der Früh an der Tür klingelt und es ist nicht der Milchmann. Einige von uns saßen für ihre Ideale im Gefängnis, viele sind dafür gestorben, andere sind ins Exil geflüchtet. Wir waren 1974 alle sehr stolz darauf, in unsere Heimat zurückzukehren und eine Demokratie aufbauen zu können. Nie hätten wir geglaubt, dass diese Demokratie so schlecht funktionieren würde. Aber es ist meine Generation, die die Verantwortung für den heutigen Zustand unseres Landes trägt. Und daher ist es schwierig, der jungen Generation in die Augen zu schauen. Es tut weh.

Frage: Weil Sie erklären müssen, was in den letzten 30 Jahren alles schiefgelaufen ist?

Bakoyianni: Ja. Ganz schlimm ist es mit meinem Sohn. Er hat mich gestern Morgen angerufen und gefragt: »Mutter, wie kann das alles sein? Deine Generation ist dafür verantwortlich, dass meine Generation keine Chancen und Perspektiven hat.« Wissen Sie, wie hart das für eine Mutter ist?

19.45 Uhr. Der Regisseur Panos Pappas hat sich vor wenigen Minuten an den Tisch gesetzt. Er bestellt Rotwein. Gleichzeitig werden die Vorspeisen abgeräumt und die Hauptspeisen serviert: Moussaka, gebratene Schweinefilets, Hackfleischbällchen, gebackene Kartoffeln und große weiße Bohnen.

Pappas: Frau Bakoyianni, entschuldigen Sie, dass dies mein erster Einwurf ist. Aber Sie waren Athens Bürgermeisterin, waren Griechenlands Außenministerin, kommen aus einer einflussreichen Politikerfamilie. Gerade Sie haben doch zu jenen Politikern gehört, die zum Beispiel während der Olympischen Spiele 2004 ein strahlendes neues Griechenland propagiert haben.

Bakoyianni: Nie ging es Griechenland besser als zu Beginn dieses Jahrzehnts. Das war damals meine innerste Überzeugung. Aber jetzt haben sich die Zeiten geändert und ich muss eingestehen, dass es Griechenland gar nicht gut geht.

Sevasti: Wir sind uns anscheinend alle einig, dass es einer nationalen Anstrengung bedarf, das Land zu reformieren. Aber alle Maßnahmen der Regierung handeln davon, die Gehälter zu kürzen, die Steuern zu erhöhen und Tausende von Menschen zu entlassen. Das finde ich ziemlich einseitig. Statt neue Wege zu gehen, zum Beispiel in aufstrebende kleine Unternehmen oder in Bildung und Forschung zu investieren, wird überall nur Angst geschürt. Nach dem Motto: Wenn du nicht spurst, verlierst du deine Existenz! Das zermürbt die Menschen.

Michas: Richtig. Aber woher soll das Geld für Investitionen und gute Nachrichten kommen? Von den Milliarden aus Brüssel und Washington sehen die Griechen im Grunde keinen Cent. Das Geld verschwindet so schnell, wie es gekommen ist, an unsere Gläubiger in aller Welt: an Banken, Versicherungen, Staaten. Unser Problem sind nun mal die zu hohen Staatskosten. Die müssen wir etwa um die Hälfte senken. Aber kaum kündigt die Regierung die Entlassung von 30 000 im Staatssektor an, dreht halb Griechenland durch.

Rakintzis: Das Thema hatten wir schon, Herr Michas. Wir haben jetzt schon knapp 800 000 Arbeitslose, das sind mehr als 17 Prozent. Selbst wenn es juristisch möglich wäre, 500 000 Staatsbedienstete zu entlassen, was es nicht ist: Dieser Schritt würde uns in einen Straßenkrieg der schlimmsten Sorte führen.

20 Uhr. Der Schriftsteller Petros Markaris ist gekommen. Gleich darauf kommt auch der Lyriker Titos Patrikios. Markaris macht sich sofort ans Essen. Patrikios lässt sich einen Rotwein einschenken.

Markaris: Ich höre, ich komme zur rechten Zeit: Es ist von Krieg die Rede. Alle lachen.

Frage: Da wir nun zwei Poeten unter uns haben: Heinrich Heine schrieb 1843, »Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht«. Geht es Ihnen allen heute ähnlich, wenn Sie an Griechenland denken?

Rakintzis: Ich glaube, niemand kann zurzeit gut schlafen.

Sevasti: Ich schlafe nicht gut, ich wache nicht gut auf. Ich fühle mich wie im Hamsterrad.

Frage: Herr Markaris, was meinen Sie dazu?

Markaris: Wozu? Zu Heines Schlafstörungen?

Wieder allgemeines Lachen. Gemeinsames Anstoßen, Trinken.

Markaris: Ich glaube, Heine war in gewisser Hinsicht glücklich, denn er wartete auf die Nacht, um zu denken. In Griechenland denkt jeder 24 Stunden lang, und nicht mal das ist genug.

Bakoyianni: Lassen Sie uns bitte nicht übertreiben! Das Leben in der griechischen Gesellschaft geht doch weiter, und wir Griechen sind von Natur aus kein Volk, das alles schwarz malt. Was uns aber fehlt, das gebe ich zu, ist Hoffnung, Licht am Ende des Tunnels, eine Perspektive, auf die wir alle hinarbeiten können.

Frage: Herr Patrikios, Sie sind der Älteste der Runde. Sehen Sie Licht am Ende des Tunnels?

Patrikios: Seit ich denken kann, durchlebt Griechenland eine Krise nach der anderen. Ich bin in einer ständigen Krise aufgewachsen: Weltkrieg, Bürgerkrieg, wirtschaftlicher Zusammenbruch, Neuaufbau, Diktatur. Bisher haben wir alle diese Krisen überwunden. Warum sollte uns das jetzt nicht auch gelingen? Ich habe kein Patentrezept, aber eines steht fest: Die Krise ist nicht zu überwinden, wenn wir nicht alle den Buckel krumm machen, wenn wir uns nicht auf unsere Kreativität besinnen.

Rakintzis: »Den Buckel krumm machen« – diesen Satz werden Ihre deutschen Leser lieben, oder?

Frage: Viele Menschen in Deutschland sind der Ansicht, dass es keine Hilfe ohne Selbsthilfe geben sollte, ja.

Patrikios: Absolut einverstanden! Letztes Jahr war ich in Berlin beim Poesiefestival eingeladen, die Mittelmeerländer standen im Mittelpunkt, und man stellte mir dort in Interviews immer wieder eine Standardfrage: »Was halten Sie von

der deutschen Kritik an Griechenland?« Ich antwortete, dass die Kritik berechtigt sei. Denn es ist dieselbe Kritik, die ich und viele andere auch üben. Aber für mich ist eines inakzeptabel: der autoritäre Ton, mit dem viele deutsche Journalisten, Wirtschaftsexperten und Politiker auf Griechenland eingedroschen haben. Das war herablassend und der Deutschen unwürdig, denn sie sind mir ans Herz gewachsen.

Frage: Sie sind als Widerständler während der deutschen Besetzung knapp der Exekution entgangen und sagen, die Deutschen seien Ihnen ans Herz gewachsen?

Patrikios: Schauen Sie, ich war auf meiner Deutschlandreise in einem sehr schönen Hotel untergebracht. Spätabends auf dem Nachhauseweg sah ich eine rote Leuchtreklame: Focus. Und ich musste lachen, weil mir ein paar Gedanken kamen. Gut, der Focus ist eine Zeitschrift, die mit populistischen und – aus meiner Sicht – beleidigenden Schlagzeilen ihre Auflage steigern will. Und? In Griechenland geschieht das auch. Auch hier wird manchmal populistisch und respektlos über andere geschrieben. Ein Land besteht nie aus einer einzigen Meinung, es existiert in mehreren Dimensionen und Schichten. Wichtig ist nur, dass das Gute überwiegt.

Frage: Sie meinen also, es gebe keine tief greifenden Konflikte zwischen Deutschen und Griechen? Und was ist mit denen, die in Griechenland Fahnen der EU verbrennen oder Angela Merkel mit Adolf Hitler vergleichen?

Patrikios: Ja, in Ordnung, das ist nicht gut. Aber sind alle Griechen so? Oder malen alle Deutschen Hakenkreuze auf jüdische Gräber? Und eine zweite wichtige Sache: Niemand hat Griechenland bisher irgendwelche Geschenke überreicht. Es handelt sich bei den vielen Milliarden Euro um knallhart ausgehandelte Kredite. Diese Kredite werden früher oder später von mir, meinen Kindern, Enkeln und Urenkeln zurückbezahlt. Bitte schreiben Sie das: Bisher wurde uns nichts geschenkt.

20.20 Uhr. Der Soziologe Kostas Kalfopoulos kommt an den Tisch, an den sich kurz darauf auch Manos Stefanidis, Kurator der griechischen Nationalgalerie, setzt. Beide trinken Weißwein. Rakintzis will noch einmal gemeinsam anstoßen. Die Schnapsgläser werden gefüllt. Und dann alle: Yamas!

Stefanidis: Die Wahrheit ist: Europas größte Tageszeitung, die Bild- Zeitung, ein Blatt, das täglich etwa zwölf Millionen Menschen lesen, hat vergangenes Jahr geschrieben: »Verkauft eure Inseln, um die Schulden zu zahlen, ihr Pleite-Griechen!« Sieht so die europäische Solidarität aus?

Patrikios: Inseln verkaufen? Einverstanden, aber unter einer Bedingung: Unsere Inseln sind verdammt teuer. Also schlagen wir einen Tausch vor: Mykonos gegen Bayern, Korfu gegen Hessen und das Bundesland, wo Mercedes gebaut wird, wie heißt das noch mal? Dafür bekommt Deutschland Rhodos oder Kos.

Rakintzis: Grandiose Idee. Wir wären auf einen Schlag saniert!

Stefanidis: Schön wär's. Aber Spaß beiseite: Ich verfolge Deutschland aus der Nähe. Die Diskussion über Griechenlands Krise spiegelt die inneren Spannungen, Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten wider, die Deutschlands Regierungskoalition prägen. Alle reden durcheinander. Die Krise wird von unseren Politikern wie auch von den Röslers, Seehofers und Schäubles nur benutzt, um ein Ventil für die innenpolitischen Schwierigkeiten zu suchen.

Bakoyianni: Korrigieren Sie mich, wenn ich falsch liege. Aber der ehemalige Bundeskanzler Helmut Kohl soll gesagt haben: Wenn er 2009 noch dabei gewesen wäre, wäre Griechenland nicht in diese Kreditkrise hineingeschlittert. Seine Botschaft wäre von Anfang an klar gewesen: Uneingeschränkte Solidarität mit Griechenland und allen anderen Ländern des Euroraums!

Pappas: Es war doch Helmut Kohl, der die europäische Einheit vorangetrieben hat, oder?

Rakintzis: Ja, zusammen mit François Mitterrand. Und die Deutschen dürfen eins auch nicht vergessen: Ohne die Europäische Einigung wäre es nie zur deutschen Wiedervereinigung gekommen. Sie sollten sich ihrer Verantwortung als Kernland der Europäischen Union nicht entziehen. Das wäre fatal.

20.40 Uhr. Dora Bakoyianni verabschiedet sich. Despina Sevasti schaut auf die Uhr und springt auf. »Ach, du lieber Himmel! Ich muss noch ins Büro!« Sie ist noch mit Freiwilligen für die Biennale verabredet.

Pappas: Leider ist Frau Bakoyianni gegangen, aber die Schuld nur auf die Finanzmärkte zu schieben, ist ein alter Hut. Fest steht auch: Wir sind einem sehr teuren Euro beigetreten und die Europäische Union hat auch bei uns lange Zeit beide Augen zugedrückt. Natürlich wusste jeder ernst zu nehmende Politiker in Brüssel, dass unsere Bilanzen nicht stimmten. Sie konnten nicht stimmen, so schön, wie sie waren.

Rakintzis: Ich muss Frau Bakoyianni in Schutz nehmen, sie hat vorhin ausdrücklich auch von eigenen Fehlern gesprochen.

Michas: Ja, aber Herr Pappas hat recht. Warum suchen wir die Schuld immer bei den anderen? Wir haben unsere Bilanzen gefälscht – basta! Und noch etwas: Laut einer Studie sind die griechischen Unternehmen die schlechtesten und unproduktivsten der Welt. Wir verkaufen so gut wie nichts. Wie können wir also behaupten, die grassierende Korruption sei ein Phänomen des Kapitalismus? Das ist lächerlich. Griechenland befindet sich im europäischen Korruptionsranking auf dem letzten Platz.

Stefanidis: Und was ist mit Italien? Der Mafia, Berlusconi?

Michas: Schauen Sie doch nicht nach Italien, schauen Sie nach Dänemark oder Schweden. Wann haben Sie das letzte Mal von einem Korruptionsfall oder Streiks in Schweden gehört?

Pappas: Guter Punkt.

Markaris: Ach, in Griechenland protestiert doch immer jemand, das hat hier Tradition. Der Unterschied ist: Unsere Regierung handelt in Panik. Sie hat die Gehälter gekürzt, Steuern erhöht, neue Steuern erfunden, Massentlassungen beschlossen. Alles Schnellschüsse aus purer Panik. So reformiert man kein Land, so begeht man Selbstmord.

21 Uhr. Rakintzis verabschiedet sich.

Michas: Diese Entscheidungen waren längst überfällig! In keinem Land des Euroraums konnten Beamte mit 55 Jahren in Rente gehen, nur in Griechenland.

Markaris: Wenn morgen ein Deutscher zu mir sagen würde, »Sie sollten sich schämen, mit 55 Jahren in Rente zu gehen!«, wäre meine Gegenfrage: »Ist es etwa illegal? Gibt es denn nicht dieses von einem demokratischen Parlament verabschiedete

Gesetz, das es einem Beamten in diesem Land erlaubt, mit 55 Jahren in Rente zu gehen?« Hätte der deutsche Staat etwas Ähnliches beschlossen, was hätte der deutsche Beamte geantwortet? »Entschuldigung, ich kann nicht in Rente gehen, die Produktivität meines Landes ist zu niedrig«? Sicher nicht. Das Problem liegt also bei der politischen Führung, im Parlament. Deshalb ist die griechische Krise vor allem eine politische, keine rein finanzielle, verstehen Sie?

Michas: Ich verstehe sehr gut, aber ich stimme nicht zu. Der verstorbene Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman hat diese Krise bereits 1997 vorhergesagt und die Einführung des Euro als Irrweg bezeichnet. Europa, sagte er damals, schlittert sehenden Auges in eine Katastrophe.

Markaris: Und was ist mit der amerikanischen Schuldenkrise? Die USA haben mehr als 14 Billionen US-Dollar Schulden. Deutschlands Schuldenstand beträgt mehr als zwei Billionen Euro. Haben etwa die Griechen all diese Schulden angehäuft?

Michas: Moment! Die Verschuldung in den anderen Ländern ist doch nicht unser Problem.

Markaris: Aber Sie wissen doch sicher, dass Griechenlands Anteil am europäischen Wirtschaftsraum unter drei Prozent liegt. Wie Sie vorhin richtig erwähnt haben, sind wir – wirtschaftlich gesehen – völlig unbedeutend. Wie kann es sein, dass wir für eine angebliche Weltwirtschaftskrise verantwortlich gemacht werden?

Pappas: Wir sind nun mal der Sündenbock.

Markaris: Und zum Teil ist die Kritik aus dem Ausland auch berechtigt, kein Zweifel. Unser Staat gibt zu viel Geld aus, aber uns für den Untergang des Euro verantwortlich zu machen, grenzt für mich an Schizophrenie.

Patrikios: Darf ich auch mal das Wort ergreifen?

Markaris: Natürlich, Tito.

Patrikios: Trotz aller Unstimmigkeiten sind wir uns einig, dass jeder das Recht auf freie Meinungsäußerung hat; wir folgen also alle dem Voltaire'schen Prinzip. Aber dieses Grundrecht hat unter einer Bedingung zu erfolgen: Wer seine Meinung äußert, verdeckt sein Gesicht nicht, er sagt das, was er zu sagen hat, offen und ehrlich. Er steht

dafür gerade. Aufgrund meines Alters habe ich die deutsche Besatzungszeit erlebt und dabei das Phänomen der »Vermummten« kennengelernt, die mit maskierten Gesichtern Widerständler denunzierten. Ich weiß, das war eine andere Zeit. Aber wenn wir zum Beispiel über die internationalen Finanzmärkte sprechen, so habe ich oft das Gefühl, als sprächen wir über Vermummte, die im Geheimen operieren. Wer sind diese Menschen? Wie heißen sie? Wir haben die Märkte als unbekannte Akteure akzeptiert, und dieses Phänomen hebt die Grundsätze unserer Demokratie aus.

Michas: Die Märkte, Herr Patrikios, das sind Millionen von Verbrauchern und Herstellern, Kleinanlegern und Großinvestoren, die ihre Entscheidungen aufeinander abstimmen. Wenn Sie ein Kilo Tomaten kaufen, fragen Sie doch auch nicht nach dem Namen des Bauern, der die Tomaten gesät und gepflückt hat, Sie fragen weder den Großhändler noch die Supermarktverkäuferin an der Kasse nach ihren Namen, oder?

Patrikios: Natürlich nicht. Aber ich wäre doch neugierig, wenn diese Supermarktverkäuferin plötzlich eine Pistole zieht, sie mir auf die Brust setzt und verlangt, dass ich eine grüne, unreife Tomate zu einem Wucherpreis kaufe anstatt der saftigen roten für 99 Cent.

Michas: Entschuldigen Sie, haben Sie jemals in Aktien oder Fonds in Griechenland investiert?

Patrikios: Nein, habe ich nicht.

Michas: Mit Verlaub, Sie können doch nicht über die globale Wirtschaft sprechen, wenn Sie einige Grundsätze nicht kennen.

Patrikios: Das wird Sie jetzt vielleicht überraschen, aber seit wann muss ich als freier Bürger meines Landes Wirtschaftswissenschaften studiert haben, um mir Gedanken um den Fortlauf meines eigenen Lebens zu machen? Ich stelle nur eine schlichte Frage: Wer sind diese Leute, vor denen die ganze Welt zittert?

Michas: Herr Patrikios, ich habe großen Respekt vor Ihrer Lebensleistung, aber ich muss Ihnen sagen: So kommen wir nicht weiter.

Patrikios: Ich will Sie ja verstehen, Herr Michas. Aber schauen Sie doch mal raus auf die Straßen unserer Stadt. Sehen Sie denn nicht, wie dramatisch sich unser

Leben geändert hat? Athen war einst eine friedliebende, etwas verschlafene Metropole, in der alles einen Tick langsamer vonstatten ging als zum Beispiel in Paris oder London. Heute erkenne ich diese Stadt nicht wieder. Sie ist mir fremd geworden.

Frage: Inwieweit hat sich das Leben in Athen seit Beginn der Krise verändert?

Kalfopoulos: Die Lebenshaltungskosten sind mittlerweile höher als in Frankfurt am Main. Ein Shampoo kostet vier Euro, das Benzin 1,75 Euro pro Liter.

Stefanidis: Nicht nur die Preise sind gestiegen. Ich weiß nicht, ob das jedem bekannt ist, aber in den letzten drei Jahren verzeichnete Griechenland, ein Land mit gerade mal elf Millionen Einwohnern, einen Zustrom von mehr als 500 000 illegalen Einwanderern. Dementsprechend hat sich auch das Stadtbild Athens geändert. Es sind verzweifelte Menschen, die von überallher kommen: aus Asien, dem Nahen Osten und Afrika. Aber es mangelt an allem: Auffanglagern, Wohn- und Schlafplätzen, an der Versorgung. Was also macht der griechische Staat? Er überlässt sie ihrem Schicksal, und notgedrungen prägen sie unser Stadtbild.

Kalfopoulos: Vor einem halben Jahr, als die Arabische Revolution in vollem Gange war, kamen weniger als 30 000 Flüchtlinge in Süditalien an – und der Aufschrei der Italiener war immens. Sogar der deutsche Innenminister Hans-Peter Friedrich nahm sich der Sache an. Über Griechenland schwappt jährlich eine Welle von mehr als 150 000 Flüchtlingen, aber keinen in Berlin oder Brüssel scheint das wirklich zu interessieren. Europa hat Griechenland in dieser Frage jämmerlich im Stich gelassen.

Michas: Laut einem OECD-Bericht haben Athener Bürger mehr Angst, nachts auf die Straße zu gehen als New Yorker oder Londoner.

Frage: Stimmt das?

Markaris: Die Patissionstraße links aufwärts, ein Straßenzug in Athen, der nachts einem Schlachtfeld ähnelt. Menschen, die dort leben, verbarrikadieren sich in ihren Wohnungen. Neulich verbreitete sich die Nachricht, dass Afghanen einen Griechen erschlagen hätten, der gerade auf dem Weg zu seiner schwangeren Frau im

Krankenhaus war. Sie hätten ihn erstochen wegen einer stinknormalen Videokamera, hieß es. Daraufhin machten Griechen auf der Patissionstraße Jagd auf Ausländer.

Michas: Da wurde eine Grenze überschritten.

Markaris: Gestern erzählte mir meine Schwester von der Mutter einer Freundin, die verfolgt wurde, als sie von der Bank nach Hause ging. Die Verbrecher klingelten dann an ihrer Wohnungstür, schlugen ihr den Schädel ein und raubten sie aus. Diese Phänomene gab es früher in Griechenland nicht, das ist alles neu für uns. Und es erschüttert unsere im Grunde sehr weltoffene und tolerante Art. Die Kombination aus Krise und enormem Einwanderungsproblem bereitet mir die größten Sorgen.

Kalfopoulos: »Überfremdungsangst« sagt man dazu auf Deutsch.

Frage: Befürchten Sie, dass ein geschickter Demagoge zum Beispiel bei Neuwahlen erfolgreich sein könnte?

Kalfopoulos: Nein, bisher sehe ich niemanden, der dafür in Frage käme. Zum Glück.

21.30 Uhr. Takis Michas geht. Er hat tatsächlich die ganze Zeit nur Wasser getrunken.

Stefanidis: Die Griechen sind nicht sehr anfällig für rechtsextreme Parolen oder Führerpersonen. Sie lieben ihre Unabhängigkeit. Das Misstrauen gegenüber jedweder Autorität ist groß.

Frage: Woher rührt dieses Misstrauen?

Patrikios: Das liegt an unserer Geschichte. Ganz Griechenland feiert zum Beispiel am 28. Oktober den Ochi -Tag.

Frage: Was ist der Ochi- Tag?

Stefanidis: Da geht es um das Ultimatum, das Mussolini Griechenland vor dem Beginn des Griechisch-Italienischen Krieges gestellt hat, am 28. Oktober 1940. Der griechische Diktator Ioannis Metaxas wies es mit nur einem Wort zurück: Ochi. Das bedeutet Nein.

Patrikios: Das stimmt so nicht ganz. Ich müsste ausholen, aber darf ich das kurz erläutern?

Frage: Bitte.

Patrikios: Das Ultimatum Mussolinis wurde Metaxas in seinem Haus in Athen am 28. Oktober 1940 um kurz nach drei Uhr morgens übermittelt. Vom damaligen Botschafter Italiens Emanuele Grazi. Griechenland sollte den Achsenmächten erlauben, griechisches Territorium zu betreten. Ganz Europa stand zu dem Zeitpunkt bereits unter der Herrschaft Hitlers. Eine Ablehnung der Forderung hätte Krieg bedeutet. Grazi schreibt in seinen Erinnerungen, dass Metaxas auf Französisch antwortete: »Nun, dann ist Krieg.« Grazi erwiderte: »Nicht notwendigerweise, Exzellenz«, worauf Metaxas entgegnete: »Doch, es ist notwendig.« Als Antwort auf Metaxas Ablehnung marschierten italienische Truppen von Albanien aus schon um 5.30 Uhr in Nordgriechenland ein. Damit war Griechenland als kriegführende Partei in den Zweiten Weltkrieg eingetreten. Am Vormittag des 28. Oktober gingen große Teile der griechischen Bevölkerung ungeachtet der eigenen politischen Orientierung auf die Straße, um ihren Protest gegen den italienischen Einmarsch mit »Ochi, ochi«-Rufen zu bekunden. Und obwohl wir zahlenmäßig unterlegen waren, schlugen wir die Italiener zurück, Hitler musste selbst eingreifen. Damit verzögerten wir seinen Russlandfeldzug.

Frage: Aus Ihren Worten spricht wahrer Stolz, Herr Patrikios. Können die Griechen angesichts der Umstände auch heute noch stolz auf sich sein?

Patrikios: Ich bin sehr stolz auf diese Vergangenheit Griechenlands, habe sie selbst erlebt. Ich bin auch stolz auf den Dichter Georgios Seferis, einen Literaturnobelpreisträger. Aber ich bin gar nicht stolz auf korrupte Politiker, auf die Fußball-Wett-Mafia oder auf die Zuhälter in meinem Land.

21.50 Uhr. Petros Markaris sagt »Kalinichta« und verlässt das Lokal. Wenige Sekunden später trifft Chloe Theodoropoulou im »Strofi« ein. Sie ist Tänzerin. Inzwischen wurden die Hauptspeisen abgeräumt und das Dessert serviert: Baklava, Schokoladenkuchen, Joghurt mit Honig. Chloe Theodoropoulou nimmt sich ein Stück Kuchen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theodoropoulou: Kalispera!

Patrikios: Irgendwoher kenn ich dich. Wer bist du, mein Kind?

Theodoropoulou: Mein Name ist Chloe Theodoropoulou.

Patrikios: Aber du bist doch nicht etwa die Tochter von Takis Theodoropoulos, dem Schriftsteller, oder doch?

Theodoropoulou: Doch, ja, das bin ich.

Patrikios: Mein Gott! Das letzte Mal, als ich dich gesehen habe, warst du so klein.

Patrikios hebt seine Hand auf Höhe der Tischkante. Dann umarmt er unvermittelt Chloe Theodoropoulou und gibt ihr einen Kuss auf die Wange.

Patrikios: Ich bin Titos. Ich kenne deinen Vater. Wie geht's ihm?

Theodoropoulou: Gut, danke. Ich kenne Ihre Gedichte, Herr Patrikios.

Patrikios: Oh, mein Kind, nenn mich bitte Titos. Wie alt bist du?

Theodoropoulou: 27. Sie können mich gern Chloe nennen, Herr Patrikios. Aber ich habe zu großen Respekt vor Ihnen, um Sie beim Vornamen zu nennen.

Pappas flüsternd zu Kalfopoulos: »Auch das ist Griechenland!« Kalfopoulos nickt.

Frage: Frau Theodoropoulou, woher kommen Sie gerade?

Theodoropoulou: Von der Probe.

Pappas: Festes Engagement?

Theodoropoulou : Oh, nein. Feste Engagements sind äußerst selten in Athen. Die Krise tut ihr Übriges. Aber ich schätze, Sie haben jetzt schon so lange über die Krise gesprochen, dass wir nun über erfreulichere Themen sprechen werden, nicht wahr?

Frage: Gibt es denn erfreuliche Themen? Wir haben irgendwie das Gefühl, dass die Krise das ganze Land beherrscht.

Theodoropoulou: Ja, die Misere umschleicht mich den ganzen Tag. Ich wache morgens auf und im Radio verkünden sie Steuererhöhungen oder Benzinrekordpreise. Dann gehe ich zur Bushaltestelle, aber der Bus kommt nicht. Streik. Ich will ein Taxi rufen, weil ich zu spät dran bin, aber auch die streiken. Nach der Arbeit noch schnell etwas einkaufen? Der Liter Milch kostet über einen Euro. Dann hört man abends von Demonstrationen und Verletzten auf dem Syntagma-Platz und hat irgendwann die Nase voll.

Frage : Das klingt ziemlich frustriert. Zählen auch Sie zu den jungen Griechinnen und Griechen, die auswandern wollen?

Theodoropoulou: Ja, ich möchte Griechenland verlassen.

Patrikios: Tu das nicht, Chloe.

Theodoropoulou: Ich werde zurückkehren, irgendwann, Herr Patrikios, versprochen. Aber jetzt bleibt mir nichts anderes übrig. Mein Engagement läuft aus. Für die Zeit danach sehe ich schwarz. Überall wird gekürzt, die Athener Theater schließen reihenweise, für mich gibt es in diesem Land schlicht nichts zu tun.

Stefanidis: Wo wollen Sie hin?

Theodoropoulou: Wahrscheinlich London. Dort habe ich auch studiert.

Frage: Und Ihre Freunde, Kollegen, Verwandten – haben die auch alle die Nase voll und wollen weg?

Theodoropoulou: Ja, die meisten schmieden Pläne fürs Ausland. Emigration ist das Thema Nummer eins in den Cafés.

Stefanidis: Ich finde, das Wort Emigration passt hier nicht. Wenn wir nach Frankreich, Deutschland oder Italien ziehen, emigrieren wir doch nicht wirklich, das ist alles innerhalb Europas. Auswandern tut man nach Amerika oder nach Australien.

Pappas: Klingt fast so, als würden Sie auch bald weggehen.

Stefanidis: Ja, in der Tat. Ich werde mit meiner Familie nach Neuchâtel gehen, in die frankophone Schweiz.

Pappas: Warum? Sie haben einen Job, sind der renommierteste Kunstkritiker Griechenlands.

Stefanidis: Meine Frau und ich machen das für unsere Kinder. Das Bildungsniveau in Griechenland ist niedrig, wir möchten ihnen die Chance auf eine bessere Bildung geben. Gegenfrage: Warum wollen Sie bleiben?

Pappas: Ich bin Filmemacher. Wo ist es denn zurzeit spannender zu leben als in Athen? Hier geschieht jeden Tag etwas Neues.

Theodoropoulou: Du meinst, aus der Not heraus entsteht zusätzliche Kreativität?

Pappas: Das hast du schön ausgedrückt.

Stefanidis: Soll ich eine Prognose wagen? Wissen Sie, was passieren wird? Griechenland wird eine sehr schwierige Phase durchleben. Die Hälfte der Schulden wird uns erlassen, aber nicht weil die Europäer uns so lieben, sondern weil dies auch für die EU und die Banken die günstigste Lösung ist. Sie werden unseren Ministerpräsident vor die Kameras schicken und er wird um den Haircut, den Schuldenschnitt, bitten. Das wird dann für das restliche Europa eine gute Chance sein, die Krise zu überwinden.

Kalfopoulos: Das ist keine Prognose, das ist die nahe Zukunft. Die Frage wird sein, ob wir den Euro behalten können oder ob wir ihn abgeben müssen.

Stefanidis: Ich vertraue auf Angela Merkel. Sie ist eine erfolgreiche Kanzlerin und nach Margaret Thatcher die wichtigste europäische Politikerin unserer Zeit.

Patrikios: Als ich vergangenes Jahr in Marburg war, haben wir abends in einer Kirche das Konzert eines berühmten Saxophonisten besucht, sein Name ist mir leider gerade entfallen. Die Kirche war voll besetzt, das Konzert hervorragend. Und da saß ich also, blickte mich um und erschrak ... Denn vor mir sah ich Frau Merkel, links und rechts von mir sah ich Frau Merkel. Ich dachte, das gibt's doch nicht. Aber alle deutschen Frauen dieses Alters kleiden und frisieren sich die Haare wie Frau Merkel. Das war für mich gleichzeitig eine erschütternde Erfahrung und faszinierend, von zirka 50 Frau Merkels umgeben zu sein. 22.40 Uhr. Georgios Kordakis stößt als

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Letzter zur Runde. Der junge Fotograf hat noch Hunger und bittet um Mesedes, einen gemischten Vorspeisenteller. Er trinkt Weißwein. Kurz darauf verlässt Manos Stefanidis das Lokal.

Kordakis: Worüber wird hier gerade so herzhaft gelacht?

Patrikios: Über Topffrisuren. Sie sind Fotograf?

Kordakis: Ja.

Patrikios: Was fotografieren Sie?

Kordakis : Landschaften, Architektur, das Meer.

Kalfopoulos: Sind Sie der Kordakis mit diesen wunderbaren Strandbildern, auf denen die Menschen aussehen, als wären sie schwerelos?

Kordakis: etwas verlegen Äh, ja, danke. Entschuldigung, aber sind Sie Titos Patrikios, der Lyriker?

Patrikios: Ja, das bin ich.

Kordakis : Wow. Ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.

Patrikios: Danke. Aber das wird mir langsam peinlich.

Theodoropoulou: zu Kordakis Ich habe ihm vorhin dasselbe gesagt.

Kordakis: Ach so, verstehe.

Kalfopoulos und Theodoropoulou bestellen einen Espresso, Pappas einen griechischen Mokka. Patrikios bleibt beim Rotwein.

Kalfopoulos: Auch ich habe viele Ihrer Gedichte gelesen, Herr Patrikios. In einem heißt es: »Jetzt wo alles doch in Trümmern liegt, und unsere kümmerlichen Flügel Federn lassen mussten, in dieser uns gegebenen Schöpfung, da werden wir alle zum ersten Mal mit zusammengebissenen Zähnen ein Plätzchen zu finden suchen, vielleicht als Laufbursche in einer Spelunke oder indem wir Koffer und Truhen schleppen, unabhängig davon, ob wir Jahre zur Schule gingen.« Verzeihen Sie, wenn ich das so sage, aber die Träume in Ihren Gedichten sind zu unseren Albträumen geworden.

Patrikios: Die Lyrik besitzt diese Kraft, ja. Das Zitat stammt aus einem Gedicht namens Don Quichoten. Das habe ich vor sehr vielen Jahren geschrieben.

Kordakis: Und doch ist es aktueller denn je. Ich bin kein Pessimist, aber wir sollten uns auf eine apokalyptische Krise einstellen.

Patrikios: Bist du auch einer von denen, die Griechenland verlassen möchten?

Kordakis: Nein, aber seit etwa vier Jahren fühle ich mich unwohl in Griechenland. Ich bin viel gereist, USA, Großbritannien, Deutschland. Manchmal war ich für Monate unterwegs, kam zurück und stellte fest, dass sich die restliche Welt in eine Richtung bewegte, und Griechenland in die entgegengesetzte Richtung abdriftete. Das hat mich unendlich traurig gemacht.

Theodoropoulou: Ich weiß genau, was du meinst. Erinnerst du dich noch an Obamas Wahl zum Präsidenten 2009? Ich sah die Bilder im Fernsehen und dachte mir: Wieso geht durch unser Land nicht mal so ein Ruck?

Kalfopoulos: Na ja, auch Obama hat sich nicht als Heilsbringer erwiesen.

Theodoropoulou: Mag sein, aber ich saß Tausende Kilometer entfernt und spürte trotzdem diese positive Spannung.

Frage: Auch Georgios Papandreou hat in einer Rede Obamas Wahlspruch bemüht. Auf Griechenland bezogen sagte er: »Yes, we can!« Alle lachen.

Kordakis: Der große Unterschied ist: In Griechenland hat das überhaupt keine positive Spannung erzeugt, eher das Gegenteil.

Theodoropoulou: Das Land ist für junge Menschen wie ein zu enges Korsett, das einem die Luft abschnürt.

Kordakis : Machen wir uns nichts vor: Griechenland wird nicht mehr von Papandreou regiert, sondern von Finanzexperten der EU und des IWF. Das ist für jeden Griechen blamabel. Dabei werden wir in der Schule und zu Hause so erzogen, dass wir glauben, die Freiheit sei ein exklusiv griechisches Vorrecht. Wir sind so stolz darauf, dass wir den Italienern vor 70 Jahren ein »Nein« entgegenschmetterten, dass wir denken, dieses Wort gehöre originär zu uns.

Theodoropoulou: Was meinst du?

Kordakis: Schau dir doch die Demonstranten an. Sie skandieren: »Wir zahlen nicht!«, »Wir haben das Geld nicht verprasst!« Überall findest du das Wort »Nein«. Dabei müsste es eigentlich heißen: Ja! Ja! Ja!

Patrikios: Das ist eine feine Beobachtung. Wir haben verlernt, die Freiheit der anderen zu respektieren.

Kordakis: Das ist nicht nur auf dem Syntagma-Platz so. Auch im Athener Straßenverkehr! Wenn ich höre, wie sich andere über das Fahrverhalten der Pariser oder New Yorker Taxifahrer aufregen, muss ich laut lachen. In Athen haben neun von zehn Autos tiefe Dellen oder Kratzer. Wenn du dich hier an die Straßenverkehrsordnung hältst, hast du verloren. Alle nicken einträchtig

Pappas: Wie soll man die Freiheit des anderen Autofahrers respektieren, wenn man genau weiß, dass auch er für seinen Führerschein Schmiergeld bezahlt hat?

Frage: Lassen Sie uns dieser Behauptung zum Schluss mal auf den Grund gehen: Wer von Ihnen hat für seinen Führerschein eines dieser mittlerweile in ganz Europa berüchtigten Fakelakia übergeben?

Kordakis und Kalfopoulos heben sofort die Hand, Pappas auch, Theodoropoulou nach einigem Zögern.

Frage: Vier von fünf.

Patrikios: Halt! Bei mir ist das so lange her, ich kann mich nicht mehr daran erinnern.

0.03 Uhr. Theodoropoulou und Kordakis fragen Patrikios nach seiner Jugendzeit aus. Patrikios erzählt, wie er als Hotelpage arbeitete, um einem Mädchen nach Italien zu folgen, und wie es ihn später nach Frankreich verschlug. Es sind Geschichten über die Liebe zu Frauen, zum geschriebenen Wort und die Liebe zu Griechenland. Erinnerungen aus einer anderen Zeit. Gegen 1.10 Uhr lädt uns Patrikios für nächstes Jahr zu Ostern auf die Insel Lesbos ein. Dort besitzt er ein Haus.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Patrikios: Jetzt ist gerade die Zeit der Granatäpfel, alle Bäume sind dort voll mit Früchten.

Theodoropoulou: Ich war schon mal auf Lesbos. Es ist traumhaft.

Patrikios: Ja, meine liebe Chloe, wir durchleben vielleicht eine tiefe Depression, aber wenigstens tun wir das im schönsten Land der Welt.

"Will mich denn überhaupt jemand verstehen?"

Roman Polanski ist einer der bedeutendsten Regisseure - und einer der scheuesten. Nach seiner Haft in der Schweiz gibt er sein erstes persönliches Interview.

Dagmar von Taube, Welt am Sonntag, 09.09.2012

Als ich die Stimme von Roman Polanski zum ersten Mal hörte, stand ich in einem Wald vor Hamburg und bückte mich nach einem Steinpilz. Monatelang hatte ich neben meinem Handy geschlafen, Akku vollgeladen. Dann ging ich ein einziges Mal zum Pilzesammeln: Ein Forst voller Funklöcher, mit nur sehr wenigen Pilzen. Prompt kam der Anruf. "Hallo, Roman hier ..." Alles, was ich verzerrt noch mitbekam: Ich sollte nach Paris kommen, am besten gleich morgen.

Davor lagen eineinhalb Jahre zähe Arbeit, E-Mails hin- und herschicken. Es ist bekannt: Roman Polanski hasst Interviews. Menschen in sein Leben zu lassen, das ist ja eine psychisch hoch komplizierte Situation. Selbst wenn man Fragen ausweichen kann, dann sind sie doch gestellt, die wird man nicht mehr los. Der Mann will einfach Filme machen und ansonsten seine Ruhe. Irgendwann bekam ich die Nummer seiner Assistentin, da dachte ich schon, ich sei weit. Aber Françoise ist wie ein Portarius, zwar unendlich freundlich, geduldig. Trotzdem hieß es immer nur: "Tut mir leid, versuchen Sie es weiter, aber ich kann nichts versprechen." Bis zu jenem Anruf im Wald.

Was macht eigentlich Roman Polanski? Er ist ein Ausnahme-Regisseur, ein Meister der Klaustrophobie. Keiner kann Wahn und Verzweiflung so gut in Szene setzen wie er. Er hat viele gute Filme gemacht, einen sehr guten - "Der Pianist". Sein wichtigster, wie er immer wieder betont, weil er in ihm seine Kindheit im Krakauer Getto verarbeitet hat. Seine letzte Nachricht an die Welt war "Der Gott des Gemet-

zels". Von ihm selbst hatte man schon lange nichts mehr gehört. Außer, dass er vor drei Jahren in der Schweiz festgenommen worden war wegen gesetzwidrigem Sex mit einer Minderjährigen in Los Angeles vor 35 Jahren, einem Vergehen, das ihm bis heute anhängt. Und nun läuft dieser Film über ihn im Kino, "A Film Memoir". Gesprächsstoff für ein Interview gibt es also reichlich.

Avenue Montaigne, zwischen Champs-Élysées und Grand Palais. Dior hat sein Atelier hier, gegenüber ist das berühmte "Hôtel Plaza Athénée" - in diesem Bilderbuch-Paris lebt er seit über 30 Jahren. Ein Dienstagmorgen, zehn Uhr: Der Fahrstuhl klappert in den vierten Stock - die Szene könnte aus einem seiner Filme stammen. Sofort ist da dieses unheimliche Gefühl. Doch oben angekommen reißt ein Mann mit Schwung galant die Tür auf, dass man Sorge hat, sein Arm würde gleich mit aus den Gelenken gerissen - Tür und Ärmel werden eins.

Da steht er auf einmal höchstpersönlich: dieser kleine große Mann. In seiner Anwesenheit fühlt man sich für einen Moment wie seltsam zurückversetzt in die Vergangenheit: Dieser jugendhafte Charme des intellektuellen Paris der 70er-Jahre, das strahlt er aus mit seiner Jeanshose, dem weißen T-Shirt, seinen ausgetretenen Mokassins - darin hat er überwintert, es war eine lange Zeit.

Roman Polanski ist wie ein Reisender, an dem die Zeit hängen geblieben ist, sie scheint mit ihm zu reisen. Das äußert sich auch darin, dass man sich schon beim Klang seines Namens plötzlich an Dinge erinnert, die so weit zurückliegen - den Mord an seiner Frau Sharon Tate. Plötzlich bekommen diese Geschichten wieder Gewicht - auch die Traurigkeit, die hinter alledem liegt.

Sein Büro ist ein Zimmer voll mit Büchern und Film-Preisen, die er in einem halben Jahrhundert gewonnen hat. Ein Schreibtisch, ein Ledersofa, zwei Sessel. Nebenan sitzt Françoise in einem kleinen Raum, seit Jahren Teil seiner Welt.

Wir setzen uns. Man kennt ihn aus Filmen, hat so viel über ihn gelesen. Jetzt schaut man in seine lichtscheuen Augen, sieht seine große Hand, mit der er sich durchs Haar fährt, hört, wie er hustet. Kein Cut, kein Umblättern, der Mann sitzt da wirklich! Höflich ist er, lustig auch. Trotzdem spürt man auch eine Distanz. Klar, als Regisseur ist er praktisch Gott. Derjenige, der alles im Blick haben muss, alles entscheidet. Am

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Set wartet rund um die Uhr ein Riesenteam auf seine Befehle - "von wo kommt der Tod? Wer macht die Sonne an? Wenn es gleich regnet, was machen wir dann?" Auch darum muss er auf Distanz bestehen, um seine Autorität zu wahren. Einmal Regen von der falschen Seite kostet gleich zig Gehälter.

Die Stimmung ist gut, wenn nur nicht diese tausend Fragen wären. Er ist fast 80 - merkt man ihm nicht an. Seine koboldhafte Stimme klingt, als würde sie ständig auf der Lauer liegen. Mal erzählt er ausgeruht und souverän vor sich hin, mal dauert es, bis er die Sätze aus seiner Erinnerung formuliert, so als würde er in einer Kiste nach alten Knöpfen kramen. Zwischendrin wird er immer wieder quirlig und quecksilbrig, springt auf und sucht nach einem Buch. Wenn er nichts sagt, wird es sehr still. Und er hat die Geduld für Stille, er hält sie aus. - Wasser, zwei Gläser, Françoise schließt hinter sich die Tür.

Welt am Sonntag:

Ein nettes Büro haben Sie hier, Herr Polanski, so hell mit den großen Terrassenfenstern.

Roman Polanski:

Interessant! Schauen Sie mal da drüben, sehen Sie das, diese Rauchschwaden, die sich da von einem der Schornsteine an der Hauswand spiegeln? Diese tanzenden Schleier ...

Wo Licht ist, sieht man auch die Schatten. Sie meinen, Sie erkennen sich da wieder?

In der tanzenden Silhouette? Ich tanze nicht mehr. Emmanuelle, meine Frau, geht ab und zu mit ihren Freundinnen in die Clubs hier. Gut, sie ist auch noch jung. Ich mag Musik, aber Musik ist heute nur noch Krach überall. Selbst in den Kaufhäusern. Wie heißt das noch, wo mich meine Kinder immer hinschleppen - Abercrombie & Fitch? Wer hält diesen Lärm aus?

Wo trifft man Sie in dieser Stadt? Woody Allen hat ja den Film "Midnight in Paris" gemacht, da sieht man ein zauberhaftes Toulouse-Lautrec-Paris. Ist das auch Ihr Paris?

Nun, ich arbeite viel, eigentlich immer. Um halb acht steh' ich auf. Unten lebt mein Körper, hier oben mein Kopf - wir wohnen ja nur ein Stockwerk tiefer. Zurzeit lebt allerdings nur Elvis bei uns, unser Sohn. Er ist jetzt 14. Morgane, unsere Tochter, studiert in London an der Schauspielschule, der "Central School". Erinnern Sie sich an die Hotel-Szene aus "Ghostwriter", die müde Empfangsdame in dem seltsamen Kostüm? Das ist sie. Paris ist mein Zuhause seit vielen Jahren, es ist Heimat für mich, ich liebe die Stadt. Wenn ich nachts das Seineufer entlangfahre, denke ich jedes Mal, wie wunderschön es hier ist und wie glücklich ich sein kann, hier leben zu dürfen. Wissen Sie, was ich sehr mag hier? Dass die Menschen mich in Ruhe lassen. Wenn sie mich auf der Straße erkennen, sind sie einfach nur freundlich. Ich habe ein gutes Leben hier.

Das war nicht immer so, wie man weiß. Das zeigt nun auch ein sehr persönlicher Film, er heißt "A Film Memoir". Es ist kein Spielfilm, es ist ein Gespräch: Sie mit Ihrem Freund Andrew Braunsberg. 90 Minuten lang werden Sie dabei gefilmt, wie Sie erzählen - sehr lebendig, begeistert. Mittendrin werden Sie immer wieder sehr traurig, sodass Sie auch weinen. Wie war es für Sie, als Sie sich in diesem Dokument zum ersten Mal selbst sahen?

Ich habe mir den Film nicht angeschaut. Wozu sollte ich das tun? Mich ins Kino setzen, inmitten fremder Leute, und mich selbst ankucken - für das Gruppenerlebnis? Es ist zu schwierig, zu emotional.

Popcornkino ist etwas anderes. Polanski war immer schon harte Kost.

Meine Filme, meinen Sie? Nun, diesen habe ich nicht gemacht, das Skript stammt hier nicht von mir.

Das Skript ist Ihr Leben. Das schien hinlänglich bekannt: Ihre Kindheit im Krakauer Getto. Der Mord an Ihrer hochschwangeren Frau Sharon Tate, auf derart grausame Weise. Man weiß, dass Sie sehr gelitten haben. Und alles wurde stets von der Weltpresse dokumentiert, bis hin zu Ihrer Verfehlung mit einer Minderjährigen vor 35 Jahren in Amerika, weshalb Sie bis heute nicht mehr einreisen können in die USA. Noch nie haben Sie selbst über all das gesprochen. Sie tun es jetzt zum ersten Mal und vor laufender Kamera. Warum?

Sie fragen mich, warum ich über mein Leben spreche?

Ist es eine Altersfrage? Das Werk rundet sich, Sie werden bald 80.

Sie sind lustig. Wahrscheinlich hatte ich gerade nichts Besseres zu tun. Fragen Sie doch Andrew, es war seine Idee, diesen Film zu machen. Ich finde es furchtbar, über mich selbst zu reden. Diese Art der Masturbation brauch' ich nicht. Aber Andy meinte dann, es sei ja nichts Schlechtes, sich einfach mal über das Erlebte zu unterhalten und es aufzuzeichnen, dann hat man es mal. Ein Film war gar nicht geplant.

Es ist ein sehr behutsamer Film über ein sehr zerrissenes Leben geworden, der nun in unseren Kinos läuft, gemacht im Geist der Zeit als eine Art Fernsehinterview: Sie werden im Wohnzimmer Ihres Hauses in Gstaad interviewt.

Von einem Freund, keinem Journalisten. Ein großer Unterschied.

Andrew Braunsberg ist Engländer und Filmproduzent. Sie kennen sich seit fast 50 Jahren. Wie wichtig war die Freundschaft für den Film?

Sehr wichtig.

Warum?

Weil seine Fragen nicht meine Antworten dominieren. Er pinnt mich nicht wie ein Insekt an die Wand. Er hört zu und bleibt objektiv. Journalisten verfolgen immer eine Agenda - ihre Agenda. Weil sie Auflage machen müssen. Nicht nur, dass sie einfach Dinge behaupten, es geht um den Fokus einer Geschichte, und den bestimmen sie. Ich habe das so oft erlebt, das hat mich jahrelang verfolgt und verletzt. Es fing an mit Sharons Tod. Bis heute werde ich auf das reduziert: auf Sharon Tate und "Tanz der Vampire". Was interessiert denn sonst in meinem Leben? Große Teile meiner Interessengebiete sind der Öffentlichkeit doch gar nicht bekannt.

Zum Beispiel?

Was mich interessiert? Alles interessiert mich. Zukunftsforschung, Raumfahrt, Technik. Vor allem aber die Ursprünge, die Evolution, das Entstehen des Universums. Ich lese gerade ein Buch von Stephen Hawking über diesen schwarzen Raum ohne Deckel, Boden und Wände, in dem unsere Erde aufbewahrt ist. Faszinierend. 2050

werden wir zehn Milliarden Menschen auf diesem Planeten sein. Wohin führt das alles? Interessant ist ja, es wird immer so getan, als würde der Mensch alles zerstören auf der Erde. Das stimmt gar nicht. Wenn man den Menschen hier rausnehmen würde, dann würden nicht etwa die Tiere in Frieden miteinander leben und die Bäume schöner wachsen, sondern die ganze Erde würde innerhalb von wenigen Wochen von Mikroben und Algen überzogen werden. Das Ganze wäre ein undurchdringlicher Dschungel, der sich selbst auffrisst, die Meere kippen um und dann ist alles dahin. Können Sie mir folgen?

Und wie.

Ich denke ganz anders, ich denke viel größer. Wie Demokrit gesagt hat: Die Erde ist nur ein Atom und drum herum ist nichts. Alles andere ist Interpretationssache. - Möchten Sie einen Kaffee, ein Espresso wäre jetzt gut, oder? Reichen Sie mir doch bitte mal das Telefon da neben Ihnen, ich rufe schnell Françoise an nebenan, die bringt uns einen.

Gern, Kaffee wäre schön. Wenn man Sie sich als Tortendiagramm vorstellen würde, wie groß wäre der Anteil Filmemachen in Ihrem Leben?

80 Prozent. Filme zu machen, die Arbeit am Set, daraus ziehe ich meine größte Befriedigung. Das ist, was ich kann.

Und die übrigen 20 Prozent? Was beschäftigt Sie noch hier auf der Erde außer Kino und Mikroben?

Ich gehe gern mit Freunden essen.

Welcher Herr Polanski sind Sie denn dann, abends in der Brasserie?

Was ich liebe, sind gute Geschichten, ich erzähl' auch gern Witze. Kennen Sie das, wenn Sie bei einem Abendessen zusammensitzen: Da gibt es dann Männer, die unterhalten den ganzen Tisch mit ihrem Jobgesäusel, dass so eine Hybris über dem Raum schwebt und man vor Scham am liebsten unter den Teppich kriechen möchte - oder aber man schläft gelangweilt ein. Und dann gibt es Frauen und auch Männer natürlich, die sprechen so lustig, charmant und geistreich. Das fasziniert mich, dieses Talent, erzählen zu können.

Und bei Frauen ganz besonders?

Frauen sind eine Geschichte für sich!

Ah, ja? Was ist denn mit uns?

Ich mag Frauen sehr, mir fällt nur auf, sie vermännlichen zunehmend. Die Frau ist es, die heute die "balls" hat. Nach 2000 Jahren Geschlechterherrschaft im Westen scheint das Potenzial des Mannes abgenutzt. Die Kerle sind müde, sie geben sich geschlagen. Die Frauen sind jetzt dran. Das ist, unter anderem, auch das Ergebnis der Antibabypille, der Hormone, die Frauen heute schlucken. Jahrtausendlang wurde die Frau verehrt, auf ein Podest gestellt wie eine Heilige und verteidigt: Frauen und Kinder zuerst, hieß es immer. So was lehnen Frauen heute ab.

Das stimmt ja nicht. Ich möchte die Frau sehen, die, wenn die 'Titanic' sinkt, nicht als Erste in die Rettungsboote springen würde, wenn ihr ein Mann den Platz überließe.

Trotzdem, wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Frauen haben ohne Frage viel erreicht mit ihrem Kampf um die Unabhängigkeit, sie haben aber auch viel verloren. Oder wie sehen Sie das?

Sie interviewen mich? Nun, ich glaube, dass es Frauen noch nie besser hatten als heute und dass sie deshalb so stark sind, weil sie sich doppelt aufstellen können: Eine Frau kann heute in einer Führungsposition ihren Mann stehen. Gleichzeitig, und das ist es, was Männern, glaube ich, heute zu schaffen macht, kann sie sich jeder Zeit auf ihre weibliche Position zurückziehen und sagen: So, ich will jetzt nicht mehr - ich bin ja eine Frau. Dann muss der Mann in seiner tradierten Rolle den Kinderwagen in den vierten Stock hochschleppen. Können Sie mir folgen?

Für mich als konservativen Denker bringt der Feminismus schon eine Reihe von äußerst seltsamen Fragen hervor. Es gibt etwa Feministinnen, die bestehen darauf, "actor" statt "actress" genannt zu werden. Frauen wollen sich das männliche Denken aneignen. Nur, wenn Frauen wirklich diese komische Art der Demokratie anstreben, warum nicht umgekehrt: Der "actor" nennt sich "actress"? Wenn ein Mann sich, aus

welchem Grund auch immer, wie eine Frau kleidet und jede Art von femininen Attributen einsetzt, dann wird er lächerlich gemacht. Wenn hingegen eine Frau Männerkleidung anzieht, so bedeutet das schlicht und einfach: Sie ist progressiv.

Sie ist nicht progressiv. Sie will sich nur nicht auf ihrem Weg nach oben von hohen Absätzen behindern lassen.

Ich hoffe jedenfalls, dass den Frauen mehr einfällt als bloßer Revanchismus. Die Emanzipation darf nicht dazu führen, dass die Frauen jetzt Zigarre rauchen, Anzüge tragen und das Gleiche machen wie die Machos vorher. Von Michelle Obama bis hin zu Angela Merkel, es gibt keinen Unterschied, ob ein Mann diese Rolle besetzt oder eine Frau. Es wäre aber doch wünschenswert, dass unabhängig vom System tatsächlich die Emanzipation der Frau eine neue Qualität des Miteinanders bringt - sozialer, zukunftsorientierter.

Was bewundern Sie an Frauen?

Die Fähigkeit, Kinder zu gebären. Jeder verdankt sein Leben einer Frau.

Sie haben sich immer eher zu jüngeren Frauen hingezogen gefühlt.

Vielleicht bin ich ein ewiges Kind.

Vielleicht wären Sie es einfach nur gerne. Filme zu drehen ist ja auch spielen, keiner meint es ernst. Wenn einer stirbt, ist es bloß Ketchup. Sie haben immer schon jünger ausgesehen, auch jetzt - ganz praktisch, oder?

Als Teenager habe ich es gehasst. Sie können sich vorstellen, wie das war mit Mädchen. Wer interessiert sich schon für einen Knirps? Mädchen wollen einen richtigen Kerl. An der Kinokasse musste ich meinen Ausweis vorzeigen, einmal sogar bei einem meiner eigenen Filme. Ich habe mir immer gewünscht, erwachsen auszusehen, ich wollte natürlich als Mann wahrgenommen werden.

Sie sind in Paris geboren, 1936 zog die Familie nach Polen, kurz vor Ausbruch des Krieges. Ihre Kindheit war das Krakauer Getto. Später, Sie erzählen es im Film, kamen Sie bei katholischen Bauern unter. Wie hat Sie das geprägt, auch im Hinblick auf Ihren Glauben?

Meine Familie war ganz assimiliert und befolgte keinerlei Gebote der jüdischen Religion, außer bei großen Festen, wenn sie sich etwa zum "Seder"-Dinner traf. Darüber hinaus hatte ich als Kind keinen Glauben. Ich betete nicht, gar nichts. Was Religion bedeutet, erlebte ich erst später bei diesen katholischen Bauern, wo eine extreme religiöse Inbrunst herrschte. Und ich muss zugeben, die mit diesem Glauben verbundenen Traditionen sind durchaus verführerisch - Weihnachten, Ostern. Ich wurde da so hineingezogen. Nach dem Krieg musste ich in der Schule vorgeben, katholisch zu sein.

Niemand wusste, dass Sie Jude waren.

Und ich muss Ihnen sagen: Noch viele Jahre nach dem Krieg konnten viele nicht erzählen, dass sie Juden waren. Es war in gewisser Weise sicherer, die "arische" Identität zu wahren. So auch für mich. Ich war etwa 13 Jahre alt, als mein Vater eine Unterkunft für mich bei einer alten Frau gefunden hatte. Er war gerade aus dem Krieg zurückgekommen. Sie wissen es vielleicht, meine Mutter war in Auschwitz umgekommen. Eines Tages suchte mich dieser Priester auf, er überfiel mich geradezu. Er fragte mich nach Papieren und löcherte mich immerzu, ob ich belegen könne, dass ich getauft sei? Er sagte: "Sieh dich doch an, deine Ohren, deine Nase!" Und er zerrte mich vor einen Spiegel, um mir zu beweisen, dass ich jüdisch aussah. Ich war noch Wochen danach völlig verstört. Seit diesem Tag gibt es keinen Glauben mehr für mich. - (springt auf) Moment mal, was ist denn mit dem Bild da drüben?!

Welches Bild, was ist damit?

Habe ich einen Knick in der Optik oder hängt es wirklich schief an der Wand? Lustig, das erinnert mich an "Monsieur Hulot". Kennen Sie die Filme? Da gibt es eine Szene, wo er in einem Hotel wartet und ein schiefes Bild an der Wand bemerkt. Und dann noch eins und noch eins, plötzlich hat er das Gefühl, dass alle Bilder im Raum schief hängen. (rückt das Bild gerade) - Ich meine, schauen Sie sich den Rahmen da drüben an: auch schief! Was ist denn das? Sie hängen alle schief.

Sie sind halt ein Kontrollfreak, wie alle Regisseure.

Wahrscheinlich. Nun, genau so war das damals: Wer Juden an der Nase erkennen will, sieht sich plötzlich von jüdischen Nasen umzingelt.

Sprechen wir doch einmal über "A Film Memoir": Er wurde in Ihrem Haus in Gstaad gedreht. Damals standen Sie unter Hausarrest, Sie trugen eine elektronische Fußfessel. Es war im September 2009, als man Sie am Flughafen Zürich festgenommen hatte. Sie waren zu den Filmfestspielen angereist, wo Sie für Ihr Lebenswerk geehrt werden sollten. Eine Stewardess kam auf Sie zu, führte Sie in einen Raum, dort wurden Sie verhaftet.

Ja. Ja - es war seltsam.

Mit 76 Jahren wurden Sie wegen eines Vergehens festgehalten, das nun 35 Jahre zurückliegt, die Verfehlung mit einer 13-Jährigen in Amerika. Warum?

Rückblickend denke ich, dass die Schweizer gar nicht anders handeln konnten. Sie mussten erst auf Unterlagen warten, die nachweisen konnten, dass ich meine Strafe damals abgesessen hatte. Nur weigerten sich die Amerikaner, diese Dokumente herauszugeben. Am 12. Juli 2010 erhielt mein Rechtsanwalt ein Schreiben vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, das an die US-Botschaft in Bern gerichtet war. Und darin hieß es, Moment, ich hab's hier irgendwo: "Die Auslieferung des Verfolgten wird abgelehnt. Damit ist das Auslieferungsverfahren beendet. Die angeordneten Ersatzmaßnahmen, Kaution, Schriftsperrung, Hausarrest mit Fußfessel werden mit sofortiger Wirkung vollends aufgehoben."

Nach zwei Monaten Haft und acht Monaten Hausarrest wurden Sie freigelassen. Warum forderte Amerika überhaupt Ihre Auslieferung, war die Tat nicht längst verjährt?

Es gab anscheinend einen offenen Haftbefehl von 1977 gegen mich. Ich weiß es nicht, ich bin damals ja sofort nach Europa geflogen, nachdem man mich aus dem Gefängnis entlassen und mir gesagt hatte, dass ich meine Strafe abgesessen hätte.

Können wir einmal darüber reden, was damals wirklich ...

Bitte, es reicht ---, ich will auch gar nicht, dass ihr Name wieder in den Medien erscheint.

Um es einmal zusammenzufassen: Sie haben sich wegen Sex mit einer Minderjährigen damals schuldig bekannt, Sie haben sich gestellt und sind ins

Gefängnis gegangen. Sämtliche Gutachten über Sie - die des Bewährungshelfers, der alle Parteien interviewt hatte, die der Psychiater sowie die des Gefängnisses - waren positiv. Das Gefängnis hat entschieden, Sie nach 42 Tagen zu entlassen - damit waren Sie ein freier Mann. So hatte es der Richter anfänglich entschieden. Dann änderte er plötzlich seine Meinung und beschloss im Alleingang, dass Sie zurück ins Gefängnis sollten, und zwar auf unbestimmte Zeit.

Es hätten Jahre sein können, wie lange, das wollte allein der Richter bestimmen. Zudem hatte er die Bedingung gestellt, dass ich, sobald ich freikäme, sofort das Land verlassen müsse.

Daraufhin haben Sie Amerika sofort verlassen.

Lassen wir das. Ich habe das alles verdrängt und vergessen. Es war eine harte Zeit. Dieser Bezirksstaatsanwalt, der damals für das Amt des Generalstaatsanwaltes in Kalifornien kandidierte, er war mitten im Wahlkampf. Meine Situation kam ihm gerade recht. Er setzte mich wie ein Schlachtross ein und schlachtete den Fall aus bis zum bitteren Ende. Er verlor dann die Wahl, gegen eine Schwarze, eine Demokratin. Tja - er war mein Gegner. Aber das ... bitte, ich kann nicht zu lange darüber sprechen, es wurden so schlimme Dinge damals geschrieben.

Wir müssen nicht.

Es gibt ein Buch, warten Sie, ich hole es. Hier: "Faszinierend. Teuflisch. Korrupt. Ein Genie unter den Filmemachern. Ein Mann ohne Skrupel und Horror. Ein wirres Opfer von Hitlers Holocaust". Der Autor hatte Kontakt zu mir aufgenommen, ich lehnte immer wieder ab. Und er sagte, er werde die Geschichte so oder so zu Papier bringen, er wisse eh alles über mich. Da stehen dann so Dinge wie - hier, ich lese Ihnen vor: "Der Kopf der 13-Jährigen rollte hin und her und sie schmiegte ihre Brüste" und so weiter, "dass sie glaubte, einen Angelhaken in der Kehle zu haben, als sie dort im Bett lag." Er erfand einfach diese abscheulichen Szenen, als nicht mal ihr Name bekannt war, wofür wir alle gekämpft hatten. Personen, Namen, mein ganzes Leben, alles frei erfunden. Hier, was schreibt er denn hier: "Nach der Annexion Polens durch die Sowjetunion ..." Er scheint nicht mal die historischen Zusammenhänge zu kennen.

Wie war das, eingesperrt in einer Zelle in der Schweiz?

Langweilig.

Davon abgesehen auch ein bisschen furchtbar? Am Set sind Sie umgeben von Hunderten von Menschen, Hektik, permanentem Lärm. Wie ist das, plötzlich eingeschlossen in einem Raum - die Begegnung mit sich selbst?

Es war vor allem schlimm für meine Familie. Die Kinder haben gelitten, sie waren ein Jahr ohne Vater. Das Gefängnispersonal hat mich eigentlich fair behandelt. Was einen so wütend, wirklich irre macht in der Zelle - du bist so hilflos. Diese Ungewissheit. Und du kannst nichts machen. Der Gefängnisdirektor war sehr nett zum Beispiel. Ich merkte, wie unangenehm es ihm war, mich eingesperrt zu sehen. Dass man bloß auf Papiere wartet und der Gesetzesapparat derart zäh funktioniert.

Gegen eine Kaution von 4,5 Millionen Dollar ließ man Sie schließlich frei.

Der Erste, der mich damals anrief, war Gunter Sachs. Er sagte, wenn du Geld für die Kautionssumme brauchst, ich leihe es dir sofort. Meine Schweizer Bank hatte abgelehnt, die UBS. Meine französische Bank, sie gehört dem Staat, hat mir die Summe dann sofort zur Verfügung gestellt.

Warum danach noch der Hausarrest mit Fußfessel?

Der Polizeichef von Bern kam damals zu mir nach Gstaad, wir tranken Tee zusammen. Und ich fragte ihn: "Wozu soll ich dieses Ding tragen, sagen Sie's mir?" Wenn ich tatsächlich hätte fliehen wollen, hätte ich doch einfach abhauen können. Luftlinie war ich fünf Minuten von der französischen Grenze entfernt. Es war so unnötig, wir beide wussten das. Aber er musste sein Gesicht wahren.

Wie lebt man mit einer solchen Fessel am Fuß?

Es gibt Schlimmeres. Eine Manschette aus Plastik, sieht aus wie eine große Uhr. Ich konnte das Haus verlassen, fünf Minuten, dann klingelte es bei der Polizei, was bedeutete: Hallo, Polanski hat das Haus verlassen! Ich hatte gar keine Lust, rauszugehen, da saßen ja überall die Hyänen. Aber das Gute an unserer Medienöffentlichkeit ist ja, das Interesse nimmt auch rasch wieder ab. Als es wieder ruhig schien, saß ich einmal draußen mit meinem Freund Pawel, sofort erschien ein Foto in der Zeitung: "Da sitzt

er und genießt sein Mittagessen vor seinem luxuriösen Chalet." Der Clou kam zum Schluss: Ich erhielt eine Rechnung über 28.000 Schweizer Franken für diese dämliche Fessel. Die durfte ich auch noch selbst bezahlen.

Ihr Sohn war es, der Sie von der Fessel befreite. Ein symbolischer Moment?

Schauen Sie, das ist diese Krux mit Journalisten, sie müssen in alles etwas hineinbeutelnen. Elvis war zufällig da. Wir mussten das Ding nur durchschneiden und ich sagte: "Elvis, leg los!"

Wusste Ihr Sohn, warum Sie so etwas überhaupt trugen?

Entschuldigung, haben Sie eigentlich gar keine Fantasie? Muss man wirklich alles breittreten? Reicht es nicht, dass die ganze Welt weiß, was passiert ist? Und darf ich Ihnen etwas sagen: Als wir telefonierten, erklärten Sie mir, dass wir über mein Leben, meine Arbeit, den Film und so weiter sprechen würden. Und jetzt sitzen wir hier und reden ...

... über Ihr Leben, genau.

... nur über meine Festnahme und meine Zeit in der Schweiz. Ich wusste, dass es so laufen würde. Alles dreht sich immer nur um diesen Fall, das fucking Leben eines Mannes von 79 Jahren, dem sie nur den Prozess machen wollen. Ich mag nicht mehr. Genug, es reicht. Ich habe mich schuldig gemacht und bin dafür ins Gefängnis gegangen. Ich bin in die Staaten zurückgefahren, um mich dort zu stellen. Ich hätte auch nicht dorthin zurückkehren müssen. Ich bereitete gerade einen Film in Bora Bora vor - französisches Territorium. Hören Sie, ich will eigentlich gar nicht mehr darüber reden, außerdem sind mir all diese Rechtsbegriffe entfallen. Ich habe sie aus meinem Gedächtnis verbannt. Und dabei sollte es auch bleiben. Es gibt heute nur noch zwei Dinge für mich: dass ich Zeit mit meinen Kindern verbringen und mich auf meine Arbeit konzentrieren kann. Das allein zählt für mich, das hält mich heute am Leben.

Ich wollte es nur einmal richtig verstehen.

Ich bin doch befangen, verstehen Sie das nicht? Glauben Sie nicht, dass ich mit mir selbst schon genug auszumachen habe? Nur, weil ich nicht drüber sprechen kann, heißt doch nicht, dass in mir nichts los ist. Was wollen Sie denn hören von mir? Was

immer ich sage, wird doch eh als reine Selbstverteidigung abgetan. Diese Geschichte ist ein Teil meines Lebens - ja. Aber die Leute wollen, dass sie Teil meiner Persönlichkeit wird. Dagegen wehre ich mich. Wer den Fall verstehen will, kann ihn im Internet nachlesen.

Okay, dann lassen wir das.

Will mich denn überhaupt jemand verstehen? Glauben Sie das wirklich? (langes Schweigen): Sie wollen den Mann doch nicht aufgeben, den sie so leidenschaftlich hassen.

Das Opfer hat Ihnen live im Fernsehen vergeben. Hollywood hat Ihnen den "Oscar" verliehen und damit verziehen. Wer hasst Sie?

Mit Hollywood wäre ich mir nicht so sicher - sie haben den Film beurteilt, ja. "Der Pianist". - Es begann, wie gesagt, nicht erst mit diesem Vorfall, das fing viel früher an, mit Sharons Tod.

Sie waren damals in London, als Sie der Anruf mit der Nachricht erreichte. Sie sprechen im Film darüber. Die Passage musste geschnitten werden - nach über 40 Jahren bricht es aus Ihnen heraus. Es war Charles Manson, ein Psychopath mit einem tätowiertem Hakenkreuz auf der Stirn, der 1969 seine Bande, die "Manson-Family", losschickte, um Ihre hochschwangere Frau und vier Gäste in Ihrem Haus in Los Angeles zu ermorden.

Es war grauenvoll. Es war ein so typisches amerikanisches Verbrechen. Es war zu schrecklich, um es zu begreifen ... Seit diesem Tag ist mein Leben immer weiter verfremdet worden, auf so merkwürdige Weise. Sie haben dieses Zerrbild von mir aufgebaut und verbreitet. Und einen Popanz aus mir gemacht. Es ist schwer zu erklären, aber ich habe manchmal das Gefühl, dass es leichter für manche gewesen wäre, wenn ich damals einer der Übeltäter gewesen wäre. So mussten sie Mitgefühl mit einem haben, der ein solches Opfer war. Alle waren tot. Ich war der Einzige, der überlebt hatte. Das war zu viel.

Hatten Sie nie Rachegefühle gegenüber Manson?

Natürlich hatte ich das. Ich bin auch nur ein Mensch. Was hätte ich machen

können - ihn erschießen?

In Ihren Filmen geht es immer wieder um Dämonen. Kam Ihnen je der Gedanke, einmal der Bestie in Ihrem wirklichen Leben die Stirn zu bieten - ein gemeingefährlicher Irrer, der in seiner Gefängniszelle schräge Lieder dichtet und sich als Popikone feiern lässt? Touristenbusse fahren an seinem Haus vorbei.

Eine Bestie, ja ... Was ist mit diesem Sänger - Marilyn Manson? Dieser Mensch nennt sich auch noch nach ihm.

Es kam Ihnen nie als Regisseur in den Sinn, diesen Manson-Mythos zu zerstören? Mit den Mitteln der Technik.

Würde das etwas ändern? Es gibt auch einen Hitler-Kult, oder? Schauen Sie sich Ungarn an. Es gibt so viele Filme, Dokumentationen, Bücher, trotzdem gibt es immer noch diese ungarischen Nazis. Ein Film über Manson, das wäre, als würde man mit Scheiße spielen. Natürlich können Sie daraus Skulpturen basteln - zu persönlich. Sehr saure Trauben. Ich kann den Schmerz mit niemandem teilen, er sitzt fest in mir.

Was empfinden Sie heute für Amerika?

Für Amerika? Amerika ist riesengroß, es leben unendlich viele Menschen dort. Man kann nicht alle in einen Topf werfen. Das wäre so, als würde man sagen, alle Deutschen seien Nazis. Es ist diese Ambivalenz, die die amerikanische Kultur prägt: Zum einen herrscht dort dieser Puritanismus, zum anderen ist es der weltweit größte Produzent von Pornografie. Es ist ein bigotter Kontinent. Habe ich Ihnen mal von den Restriktionen für das amerikanische Fernsehen erzählt?

Bitte.

Moment, ich habe irgendwo diese Liste ... Funktioniert Ihr Ding, Ihr Kassettenrekorder?

Mein klappriges Gerät, meinen Sie?

Sie hängen fest am Alten, ich konzentriere mich auf das Neue, das unterscheidet uns. Na, jedenfalls: Einer meiner Filme sollte mal im öffentlichen amerikanischen Fernsehen gezeigt werden. Vorher wird geprüft, ob er den moralischen Richtlinien der

TV-Anstalten entspricht. Da gibt's dann so ein Verbotsregister, das gilt auch für Filme auf Flügen. Nicht zeigen dürfen Sie, ich zitiere: "Flugzeugabstürze", "Bezüge zu Terrorismus oder Terroristen" - klar. "Webadressen", "Explosionen". "Nacktheit" - weder von vorn noch von hinten. "Weibliche Brustwarzen" - männliche sind erlaubt. "Das Streicheln von Brüsten" ...

Na gut, schließlich ist man im Flugzeug dem Himmel ja schon ganz nah.

Sie haben "Ghostwriter" gesehen? Die Szene, wo Ewan McGregor ins Bett schlüpft und man ihn ganz kurz nackt sieht, im Profil - musste ich schneiden. Okay: sprachliche Richtlinien. Jetzt wird's lustig - ich zitiere wieder: "Schlampe" - okay, "Scheiße" - na gut, "Gott", "gottverdammte", "Jesus", "Bastard", "Schmok", "balls" - es ist verboten, das Wort "balls" zu benutzen! "Scham" - böse, böse, die Sexstellung "69" - schmutzig, schmutzig. Und so weiter und so weiter. Das ist "good clean american fun"! Natürlich will ich nicht mit meinem Sohn im Flugzeug sitzen und kopulierenden Affen zusehen, aber was ist gegen einen nackten Rücken oder Busen einzuwenden? Es hieß immer: America, land of the free. Es ist nicht frei. Es ist eine Bevormundungsgesellschaft. Dabei weiß man als Kreativer doch, dass erst durch Zensur die interessantesten Produkte entstanden sind.

Was vermissen Sie, wenn Sie an Amerika denken?

Columbus.

Christopher Columbus? Der war doch Italiener.

Und ein paar fantastische Delikatessen-Shops. Den "Russian Tearoom", jawohl! Keine Ahnung, was ich vermisse. Alle wollen immer, dass ich da etwas vermisse. Sie lieben diesen Gedanken, dass ich vermissen könnte. Warten Sie, nein, wissen Sie, was ich tatsächlich vermisse, paradoxerweise? Das ist diese Studioatmosphäre, die hab' ich gerne gehabt. Paramount. Das war mein Studio damals. Das war die Zeit mit Bob Evans, der das Studio leitete. Ich liebte mein Büro dort, Leute zu treffen, dieses kreative Gewimmel, dieses Gangsterhafte irgendwie auch. Die Zeit mit Bob und Warren Beatty und Jack ...

Jack Nicholson? Melden die sich alle manchmal noch?

Jack Nicholson meldet sich, wenn er nach Europa kommt, aber das ist immer seltener. Wir werden doch alle immer älter. Mit Bob telefoniere ich noch ab und zu. Er war einer meiner engsten Freunde früher. Ein solcher Profi, ihn habe ich wirklich bewundert. Die anderen waren eher Kumpel, da hat jeder gern mal den Starken markiert. Manchmal haben wir uns echt benommen wie Kinder.

Sie verdanken Ihre Karriere Amerika. Sie hatten Ihren internationalen Durchbruch dort mit "Rosemary's Baby" und gleich danach "Chinatown".

Aber glücklich war ich in London. Ich bewunderte Hollywood, dieses Film-Mekka. Aber als Europäer fühlte ich mich nie wirklich zu Hause in Amerika, schon damals nicht. Nicht erst jetzt, rückblickend. Ich habe gern dort gearbeitet, aber sobald ein Film beendet war, bin ich nach London geflogen, zu Sharon.

Hollywood hat Sie als Regisseur gefeiert. Sie selbst sagten mal, Sie waren nie glücklicher als damals.

Es war aber nicht der Erfolg - es waren die 60er-Jahre! Es war diese fantastische Zeit, alle lebten so zufrieden miteinander. Wir waren voller Träume und großer Erwartungen. Ich lebte glücklich mit Sharon, es ging uns gut. Und zu allem kam auch noch mein Erfolg. Was konnte es Schöneres geben?

Glauben Sie, Sie hätten andere Filme gemacht, wenn Sie weiter in Amerika gedreht hätten?

Ja, ganz bestimmt sogar.

Inwiefern?

Kommerziellere Filme in jedem Fall. Es ist kein Geheimnis, dass Hollywood in einer Krise steckt. Finanziell gesehen bietet es ohne Frage die interessanteren Angebote, aber nicht unbedingt Qualität. Sagen wir so, das, was eben aus Hollywood kommt, erscheint mir vor allem für Teenager gemacht, vielleicht nicht mal für sie. Selbst mein Sohn interessiert sich nicht für diese Filme.

Ich sah neulich Ihren Film "Der Gott des Gemetzels". Er eröffnet mit einer Panoramaaufnahme von Manhattan. Da zeigt sich Polanski als allmächtiger Regisseur. Man könnte die Szene als eine Art Statement verstehen, als wollten Sie

damit sagen: Einer wie Sie lässt sich eben nicht einfach vertreiben, sondern wo Sie Ihre Filme machen, bestimmen immer noch Sie.

Wie bitte? Das war als Witz gemeint, verstehen Sie. Das ist Ironie. Wo hätten Sie denn den Film spielen lassen? Als ich diese schwarze Komödie als Theaterstück in Paris sah, dachte ich, seltsam, das passt nicht. Das ist nicht Paris. Diese zwei streitenden Ehepaare und ihr Bemühen um diese Political Correctness, das ist so typisch amerikanisch. Das muss in New York spielen! Wer nicht mit dem Filmemachen vertraut ist, kann sich vielleicht nicht vorstellen, was für ein Aufwand hinter so einem Film steckt, wie viel Arbeit das bedeutet, wie viel Anspannung und Energie - Sie glauben ernsthaft, ich betreibe diesen Aufwand für Leute, die sich solch ein Hirngespinnst ausdenken? Bitte, wenn Sie sich unbedingt mit der rechten Hand am linken Ohr kratzen wollen, nur zu. Ich pfeif' drauf. Es ist mir scheißegal, wo der Film spielt, der Ort sollte einfach zur Handlung passen und diese Komik tragen.

Neulich haben Sie ja mal etwas ganz anderes gedreht, einen Werbefilm für Prada mit dem Titel "A Therapy". Sie selbst haben immer wieder betont, dass Sie an Psychotherapie nicht glauben. Genauso haben Sie sich auch immer gegen die Frage gewehrt, ob Sie sich mit Ihren Filmen therapieren. Warum lehnen Sie das denn so ab?

Nun, wie sollte sie mir denn helfen, die Therapie? Ich weiß es einfach nicht. Sagen Sie es mir.

Der Weg entsteht beim Gehen.

Was sollte ich denn Ihrer Meinung nach erkennen - dass ich neurotisch bin? Dass ich schizoid, psychotisch bin? Wie heißt es noch: "Wenn ein Mensch zu Gott spricht, ist er religiös. Wenn Gott zu ihm spricht, ist der Mensch schizophren." Danke, ich brauche weder den einen noch den anderen.

Warum sind Sie so hart mit sich selbst?

Sie meinen, ich sollte Therapie machen, um freundlicher mit mir selbst zu sein? Ich weiß gar nicht, kann sich der Mensch überhaupt verändern, glauben Sie das?

Absolut. Ich war zu verschiedenen Zeiten in meinem Leben schon ein ganz,

ganz unterschiedlicher Mensch. Kann es nicht sein, dass wir jeden Tag ein anderer sind? Ich mache abends das Licht aus, erschöpft, verärgert, alles lief schief. Am nächsten Tag scheint die Sonne, ich bin gut gelaunt, ich denke an ganz andere Dinge - bin ich dieselbe? Und wer bin ich eigentlich im Schlaf?

Ich würde lieber Yoga machen.

Das ist doch ein tolles Zitat: Roman Polanski, 80, überlegt, mit Yoga zu beginnen!

Ernsthaft, ich überlege, damit anzufangen. Jetzt, in meinem Alter, wenn das kraftvolle Pumpen nachlässt.

Was hat es in Ihnen bewirkt, doch nun einmal vieles auszusprechen?

Ich weiß es nicht, ich bin mir nicht sicher - soll man alte Wunden wieder öffnen? Ich hatte Zeit, über vieles nachzudenken. Das Gespräch war unter Freunden - Andy, der Tontechniker, der Kameramann. Mag sein, dass das etwas in mir bewegt hat. Dass Andy recht hatte. Ich mag nur eins nicht: Mitleid. Ich brauche niemanden, der sagt, oh, der arme Roman.

Ihr Leben reicht für drei. Viele wären daran zerbrochen. Woher nehmen Sie die Kraft, immer weiterzumachen?

Humor?

Samuel Beckett: Man schaut so lange auf das Schlimme, bis es einen zum Lachen bringt ...

Kann sein. Es gibt ein gutes Buch von einem österreichischen Psychiater, der im Konzentrationslager war. Er schreibt darüber, wie ihm Humor geholfen hat, das Schreckliche zu überleben. Wie heißt er noch mal? (Geht zum Computer und googelt: Humor und KZ): Frankl! Mit "kl". Viktor Frankl. Jesus, wie konnte ich das nur vergessen haben? Aber zu Ihrer Frage: Ich weiß nicht, woher ich so bin, wie ich bin. Ich bin einfach.

Das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie sind ein Überlebender. Sie kennen den Satz: Damaged people are dangerous, they know they can survive.

Ein guter Satz. Nun, vielleicht liegt es auch an meiner Erziehung. Ich bin so aufgewachsen in Polen, in einer ziemlich rigorosen Welt. Wir fragten uns nicht täglich, wie es uns geht. Vielleicht ist das eine Generationsfrage. Mir fällt auf, dass die Franzosen im Moment über alles klagen, ständig höre ich dieses Gestöhne und Gejammer. Meine Frau genauso, meine Tochter auch. Ich klage über nichts und ich ertrag' es auch nicht - weder am Set noch zu Hause. Neulich baute Elvis eine Bombe in seinem Zimmer. Meine Frau war völlig entsetzt. Und ich sagte: "Was ist denn los, warum regst du dich so auf? Er ist ein Junge und Jungs sind nun mal Rabauken. Also, mach dir keinen Kopf."

Was bedeutet Ihnen Liebe?

Sie wollen eine Definition für Liebe? Googeln Sie.

Ich frage Sie, nicht Google.

Ich habe nie den Glauben an die Liebe verloren. Liebe ist immer da.

Auch wenn Liebe oft Leiden bedeutet hat?

Das ist absurd, was Sie da fragen. Das wäre, wie wenn Sie sagen würden, Sie hätten Angst davor, gesund zu sein, weil Sie eventuell krank werden könnten. Sie lieben immer jemanden oder etwas, es gibt ja auch den Eros der Dinge. Man kann seine Arbeit lieben, ein Tier, die Natur, selbst ein Stück Kuchen. Ich habe noch einmal die Liebe zu einer Frau gefunden, Gott sei Dank, auch wenn ich nicht an ihn glaube. Emmanuelle ist das Beste, was mir passieren konnte. Sie gibt mir eine Stabilität, die ich nie hatte.

Sie sind seit 23 Jahren mit ihr verheiratet. Ihre Frau ist 33 Jahre jünger als Sie - stört der Altersunterschied auch manchmal?

Was ist das für eine Frage? Sie stellen mir hier Fragen, über die ich nie im Leben nachdenken würde. Ich fühle gar keinen Altersunterschied. Es war nie Thema zwischen uns. Es gibt junge Alte und alte Junge. Es geht doch um die Person, mit der man lebt. Ich fühle mich außerdem noch jung. Manchmal ertappe ich mich zwar, dass ich mein Alter als Ausrede für etwas vorschleibe. Verbiete ich mir jetzt, damit macht man sich nämlich wirklich alt! Emmanuelle und ich, wir leben für das Gleiche - für

unsere Filme, die Familie, unsere Kinder. Darum geht's.

Sex?

Was ist mit Sex? Sex ist der Motor. Er beherrscht unser Denken, da können die Puristen noch so reden. Das ist nun mal der Darwin Call, der uns treibt: Es muss immer weitergehen. Die Evolution ist blind, die Evolution weiß ja gar nicht, dass es inzwischen die Pille gibt. Wir haben Sex, weil die Evolution denkt, so entsteht die Art. Und soll ich Ihnen was sagen: Kinder sind es, die einen jung halten. Nicht Frauen. Durch Kinder bist du immer informiert über das Neuste, ob es technische Geräte sind, neue Musikbands, Klamotten oder Bücher. Ich habe meinen jetzt auch das Skifahren beigebracht, in Gstaad.

Heißt das, dass Sie heute wieder völlig problemlos alle Länder bereisen können?

Keine Ahnung. Ich darf in Frankreich leben, nach Polen und in die Schweiz, so viel ist zumindest sicher. Aber im Moment verspüre ich auch kein großes Verlangen, zu reisen. Ich habe alles gesehen auf der Welt, ich bin glücklich zu Hause. Mir fehlt nichts.

Nach Amerika dürfen Sie nie mehr zurück?

Das weiß der Himmel.

Haben Ihre Kinder eigentlich "A Film Memoir" gesehen?

Meine Tochter, ja, sie ist 19, erwachsen. Wir haben aber nicht drüber gesprochen.

Was ist Ihr Fokus als Filmemacher: In "Rosemary's Baby" bekommt eine Frau ein Kind vom Teufel. In "Der Ekel" kämpft Catherine Deneuve gegen die Teufel in ihrem Kopf bis zum Rand der Verzweiflung. Auch "Bittermoon" zeigt kein versöhnliches Ende, das Böse bleibt. Ist das Ihre fiktionale Aussage: Das Böse ist da?

Keine Ahnung, was glauben Sie?

Viele Ihrer Filme wirken auf mich wie Alpträume, woher kommen die? Ein

Kind vom Teufel ...

Sharons Tod war nach "Rosemary's Baby", falls Sie das meinen.

Ihre Mutter war schwanger, als sie in Auschwitz umkam.

Sie interpretieren zu viel hinein: Technik. Ich weiß einfach, wie man es macht, wie es geht. Vor einem Jahr beobachtete ich meine Kinder, wie sie sich zum ersten Mal diesen Film ansahen. Ich stand zufällig in der Tür, er hatte gerade begonnen. Sie wissen, diese Szene, als Mia Farrow mit ihrem Mann zur Wohnungsbesichtigung kommt und über den Hinterhof geht. Und da sah ich, dass meine Kinder schon das unheimlich fanden. So was ist mir nicht bewusst. Offensichtlich mache ich gewisse Dinge rein instinktiv, wie sie tatsächlich wirken, das Unheimliche sehe ich erst später an der Reaktion des Publikums.

Sie sehen keine Parallelen zu Ihrem eigenen Leben? Ein Film ist für Sie also einfach nur ein Film. Ein technischer Prozess, der sich berechnen lässt. Das Persönliche schleicht sich nur zufällig ein.

Verstehen Sie doch, ich drehe Filme und in einigen finden sich sicher Elemente aus meinem Leben. Aber doch nicht absichtlich. Die Vorstellung mag ja verführerisch sein, aber die Menschen überschätzen mich: Da ist nichts. Eine Ausnahme ist natürlich "Der Pianist", dort konnte ich jede Erinnerung an meine Kindheit mit einflechten. Ich wusste, wie es aussah. Ich wusste, wie Juden reagierten, wie sich die Deutschen benahmen. Ich konnte zeigen, wie es wirklich war, noch über die Vorstellungskraft der meisten hinaus. Das war die pure Wahrheit. Und vielleicht liegt in einer solchen Arbeit auch viel mehr Wirkungskraft als in einer Therapie. Der ganze Dreh in Babelsberg war wirklich fantastisch. Nicht nur das nostalgische Flair in dem Studio, ich war beeindruckt von der Professionalität der Menschen, die dort arbeiten. Die gesamte Crew, harte Arbeiter. Dazu diese enormen Bühnen, sodass wir wirklich große Sets bauen konnten, all die Außenkulissen der Straßen des Vorkriegs-Warschaus und diese Kriegsrüinen. Genauso bei "Ghostwriter". Ich wurde oft nach dem Film gefragt, wo denn dieses Haus steht? In Babelsberg! Alles Pappmaschee.

Unter all den Preisen, die Sie gewonnen haben, gibt's auch ein paar "Bären". Welche Bedeutung hat die "Berlinale" für Sie?

Früher war es eher ein B-Festival. Mittlerweile zählt die "Berlinale" zusammen mit Venedig zu den wichtigsten Festivals nach Cannes. Berlin zeigt wirklich Qualität.

Nach allem, was Sie erlebt haben, wie stehen Sie überhaupt zu Deutschland?

Man kann Deutschland nicht über Generationen dafür verantwortlich machen, was vor vielen Jahren geschehen ist. Deutschland hat enorme Anstrengungen unternommen, sich seiner Vergangenheit zu stellen. Ich war sehr überrascht über den Film "Shoah", diese Dokumentation, in der nicht nur Opfer, sondern auch die Täter, Ex-Nazis, sehr offen gesprochen haben. Ich habe mich nie bedroht gefühlt in Deutschland, nicht einmal unbehaglich. Wirklich nie. Wenn überhaupt, dann eher in Österreich. Die Österreicher, habe ich das Gefühl, können mit ihrer Vergangenheit nicht so recht ins Reine kommen. Ich glaube, sie denken immer noch, dass Hitler Deutscher und kein Österreicher war. In Gesprächen mit manchen Menschen dort spüre ich manchmal ein gewisses Unbehagen, obwohl sie alle sehr nett sind. Ich bin nie mit Antisemitismus konfrontiert worden. Das war dann schon eher in Polen der Fall. Dort gibt es einen latenten Antisemitismus in Teilen der Gesellschaft, nicht in den oberen, eher in den unteren Schichten. In Polen wiederum ist es ein kulturelles Phänomen, das Resultat einer fast tausendjährigen christlichen Propaganda. Wenn Sie einem Polen sagen, dass Jesus ein Jude war, würde er mit einer Axt Ihren Kopf spalten. Dieses Denken ist ihnen viele Jahrhunderte vom Vatikan beigebracht worden. Das stellt man in der Provinz gar nicht infrage, man ist eben so erzogen worden.

Was ist eigentlich noch typisch Polnisch an Ihnen?

Meine Fotos und meine Bücher.

Alles in allem scheint es, als komme sich Roman Polanski immer näher. Mit vielen Filmen haben Sie sich an sich herangearbeitet, wie Sie doch jetzt sagen. Das gipfelt nun in dem Gespräch mit Ihrem Freund. Heißt das, Sie haben Frieden mit Ihrem Schicksal gemacht?

Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob es einen Grund gibt, dass mir all das passiert ist? Manche glauben ja, dass das Leben vorgezeichnet ist, wie ein fertiges Drehbuch. Dass alles eine logische Folge ist. Und wenn sie dann mit 80 in den Rück-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

spiegel schauen, macht plötzlich alles Sinn für sie. So hätten wir es gern, aber worin läge der Sinn dann bei mir? Mein Frieden heute ist meine Familie: meine Frau und meine Kinder.

99 Fragen an Harry Belafonte

14. Stock im Martin Luther King Jr. Labor Center, am westlichen Ende der 43. Straße in Midtown Manhattan, New York. Sein Büro hat etwa zehn Quadratmeter. Die Trophäen eines fast unwirklich reichen und aufregenden Lebens des 20. Jahrhunderts hängen an den Wänden: Goldene Schallplatten, Filmplakate, Schwarz-Weiß-Fotografien, die ihn mit Martin Luther King zeigen, mit Duke Ellington und Muhammad Ali, mit John F. Kennedy, Bill Clinton und der Königin von England. Hinter seinem Schreibtisch steht ein Stuhl mit hoher Rückenlehne, Stangen aus Messing, Sitzfläche aus Leder: ein Thron. Dieser König, Harry Belafonte mit Namen, hat einmal – so kann man es wirklich sagen – die Popmusik erfunden: 1956, im Geburtsjahr des Pop, zog sein zweites Album »Belafonte« an Elvis Presley vorbei und wurde das erste Album der Popgeschichte, das sich mehr als eine Million Mal verkaufte. Belafonte wurde einer der prominenten Vertreter der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung: Noch heute liest er Barack Obama öffentlich die Leviten. In diesen Tagen erscheint Belafontes Biografie »My Song«. Es ist ein wenig so, als führte man ein Interview mit dem Empire State Building, der amerikanischen Verfassung oder mit Präsident John F. Kennedy. Wo, um Himmels willen, anfangen? Harry Belafontes große Gestalt betritt das Büro. Er sieht aus wie ein Basketballer: breite Schultern. Er ist wie ein englischer Landadliger gekleidet: schlammgrüne Cordhose, Flanellhemd über Kaschmirpullover. Belafonte bezieht seinen Thron, faltet die Hände, lächelt. Sein berühmter Kopf: die polierte Glatze, die ebenen Züge. So sieht ein strahlend schöner Mann aus. Harry Belafonte ins Gesicht guckend, begreift man, dass man immer Harry Belafonte im Kopf hatte, wenn man sich einen klugen und schönen Schwarzen vorstellte. Der Interviewer war gewarnt, dass Mr. Belafonte gerne lange Sätze bildet und ungern unterbrochen wird. Wir werden ihn selbstverständlich ausreden lassen. Wir fangen dieses Interview nicht mit dem üblichen Klein-Klein an, sondern mit acht Fanfaren, acht Böllerschüssen: Ikonen der amerikanischen Populärkultur, mit denen Harry Belafonte abhing.

Moritz von Uslar, ZEITmagazin, 08.03.2012

1. Ihre Erinnerung an Elvis Presley?

Harry Belafonte

85, in den fünfziger Jahren als Folksänger, Schauspieler und Aktivist der Bürgerrechtsbewegung bekannt geworden, ist einer der großen Entertainer unserer Zeit. Seine Biografie My Song stellt Belafonte demnächst in Deutschland vor (28.

März Köln, 30. März Hamburg, 1. April Berlin), der Dokumentarfilm Sing Your Song kommt im April ins Kino.

Folgen Sie mir in das Jahr 1956: Die Plattenfirma RCA hatte in Manhattan ihre neuen Studios bezogen, es waren die modernsten Aufnahmestudios der Welt. Wir nahmen mein zweites Album Belafonte auf, ein nicht ganz unwichtiges Album: Es stand später monatelang an der Spitze der Charts. Wir kamen gut voran, aber die Techniker meldeten ein Problem: Ein Hintergrundgeräusch drang in den angeblich schalldichten Raum. Es waren Elvis und seine Band, die im Studio nebenan ihr erstes Album aufnahmen: Sie spielten einfach zu laut. Ich sprach mit dem Studioleiter, der überbrachte meine Beschwerde an Elvis' Manager, Colonel Tom Parker. Der antwortete umgehend mit einer Karte und einer Schachtel Pralinen: »Sie können entweder mein neuer Klient werden. Oder ich werde Sie vernichten. Herzlich, Ihr Freund, Colonel Parker.« Wir haben das Problem dann so gelöst, dass Elvis ein neues Studio bezog. Ich habe Elvis damals nicht als Rock 'n' Roller gesehen. Er war ein unsicherer junger Mann, der nach seinem Ausdruck suchte.

Er flüstert! Seine Stimme ist ein dunkles, raues, gebrochenes Wispern. Es spricht: die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts. Sein Gesicht choreografiert die gesprochenen Worte mit. Eine fast unheimliche Kraft springt aus den Zügen um den Mund, die Nase, die Augenbrauen. Nur sein rechtes Auge spielt nicht mit. Es wirkt wie tot. Was ist mit seinem rechten Auge? Hallo, Mr. Belafonte, können Sie nicht ein bisschen lauter sprechen? Nein, man hört dem König Belafonte auch deshalb gleich gebannt und konzentriert zu, weil er nicht ganz einfach zu verstehen ist.

2. In drei Worten, was erinnern Sie von Ihrem Freund Martin Luther King Jr.?

Seine Gelassenheit. Seine Bescheidenheit. Seine spirituelle Kraft.

3. Ihre Erinnerung an Ihre Freundin, die legendäre Ms. Eleanor Roosevelt?

Eine große Dame. Die geborene Anführerin. Die Art, wie sie nach ihren Aufgaben als First Lady einen natürlichen Führungsanspruch lebte – als große Gastgeberin, Diplomatin und Aktivistin für Frauenrechte –, war unwiderstehlich. Als

ich sie im Jahr 1947 kennenlernte, saß sie an der Ausformulierung der Erklärung der Allgemeinen Menschenrechte.

4. Wie erinnern Sie sich an Marilyn Monroes letzten öffentlichen Auftritt im Madison Square Garden, als sie John F. Kennedy mit »Happy Birthday, Mr. President« ein Geburtstagsständchen brachte?

Wenn Sie nach signifikanten Details suchen, die ein Verhältnis zwischen John und Marilyn belegen, dann muss ich Sie enttäuschen. Es war der verrückteste Karneval, auf dem ich jemals war: unendliche Feierlichkeiten. Ihr Auftritt hatte eine unwirkliche Dimension – da sang die aufregendste Frau der Welt, aber aller Augen lagen auf dem Präsidenten, um zu sehen, wie er reagierte. Es war ein verführerischer Auftritt. Ich glaube nicht, dass Marilyn zeigen wollte, dass sie den Präsidenten vor den Augen der Welt verführen konnte. Sie war einfach die Marilyn, die sie immer war.

5. Ihre Erinnerung an die Motorradspritztouren mit Marlon Brando?

Er saß gerne bei mir hintendrauf. Wir fuhren den West Side Highway hoch, von Greenwich Village bis rauf zur 135. Straße, 1951 war das eine nicht besonders befahrene Straße. Wir fuhren auch Rennen gegeneinander.

6. Ihre Erinnerung an Frank Sinatra? War er ein schlechter oder guter Mensch?

Mir wäre nie eingefallen, in diesen Kategorien – gut und böse – über ihn zu denken. Frank hatte eine unstete Persönlichkeit. Er mochte sein Image als unberechenbare, als gefährliche Person. Was Frank am besten beschreibt: Er war eine ungeheure Kraft, die nie ganz zur Ruhe kam. Er gab sich gerne mit Mafia-Mitgliedern und Gangstern ab, ganz einfach deshalb, weil er in Gesellschaft dieser Leute groß geworden war. Als sein Stern immer höher stieg, musste er für die Mafia arbeiten – wie wir das alle mussten: Du konntest nicht in Las Vegas, nicht in irgendeinem der großen Nachtclubs in Amerika auftreten und nicht mit der Mafia zusammenarbeiten. Was Frank und mich auseinanderbrachte, war sein Übertritt von den Demokraten und dem liberalen Kennedy-Lager zu den Republikanern.

7. Wie geht es Ihrem alten Freund Sidney Poitier?

Wir sprechen ab und an am Telefon. Ich denke, es geht ihm gut.

8. Konnten Sie Ihrem Kollegen Michael Jackson nachsehen, dass er offenbar lieber wie ein weißer Mann aussehen wollte?

Was hätte ich ihm vergeben sollen? Woher sollte ich das Recht dazu nehmen? Wenn man sich Michaels Kindheit anguckt, den Schmerz, die Pein, die er ertragen musste, dann ist es mir unerklärlich, wie er so viel erreichen konnte. Sigmund Freud wurde für Michael Jackson erfunden. Ich sehe die Kämpfe, die dieser große Künstler mit sich, der Komplexität des Lebens und dem Universum ausfocht, und ich denke: Es war ein trauriges Leben. Michael hat wesentlich mehr Anstrengung und Folter erfahren als Glück.

Der Interviewer erklärt Mr. Belafonte, dass wir mit den nächsten zehn, zwanzig Fragen nun einmal ganz weit von ihm wegrücken und ihn wie einen vollkommen unbekanntem Mann über einige Basisdaten seiner Existenz befragen wollen: damit wir ihn neu begreifen. Mr. Belafonte lächelt. Nur sein rechtes Auge macht nicht mit. Vielleicht heißt das, dass er einverstanden ist.

9. Wie groß sind Sie in Zentimetern?

Ich kenne nicht die Übersetzung in Zentimetern. Ich bin sechs Fuß und eineinhalb Zoll hoch.

10. Trinken Sie?

Ja.

11. Sind Sie verheiratet?

Sogar sehr.

12. Sind Sie ein reicher Mann?

Nein.

13. Sind Sie ein singender Schauspieler oder ein schauspielender Sänger?

Ich bin ein Schauspieler, der singt.

14. Waren Sie erst politischer Aktivist oder erst Sänger?

Ich wurde zum Aktivisten, als ich die Welt zum ersten Mal mit wachen Augen ansah, also etwa mit fünf.

15. Sind Sie ein Revolutionär?

Ja.

16. Waren Sie jemals ein Hipster?

Sich selber als Hipster zu bezeichnen ist nicht möglich. Es ist, so denke ich, praktisch unmöglich, zum selben Zeitpunkt Hipster und ein sehr erfolgreicher Sänger zu sein. Gehen wir zurück zu den Jazzclubs, dem Royal Roost und anderen Clubs im Village, in denen ich um 1949 auftrat: Es war eine sehr hippe Szenerie.

17. Wie war es als erster Mensch auf dem Mond?

Ich war nicht der erste Mensch auf dem Mond. Aber ich möchte der nächste sein.

18. Haben Sie einst die Popmusik erfunden?

Ich war es nicht ganz allein. Mein Verdienst liegt darin, dass ich die Folkmusik in den Fokus der populären Kultur gerückt habe.

19. Manchmal genug davon, der Liebling der Frauen zu sein?

Oh, nein. Wunderbare Frauen.

20. Mit 85 Jahren: Sind Sie verwundert darüber, dass es Sie immer noch gibt?

Sehr verwundert. Wirklich wahr.

21. Echt wahr, dass Sie keine Noten lesen können?

Das ist wahr.

22. Welches Instrument spielen Sie?

Ich spiele keins.

23. Wie beschreiben Sie die besondere Qualität Ihrer Stimme?

Ich hatte eine weiche, eine schmeichelnde Stimme. Es gab keine musikalische Erziehung, es gab keinen Mozart und keinen Brahms, ich war kein Kind der Kirche: Ich habe nie in einem Kinderchor gesungen. Als Kind habe ich die Gesänge der Arbeiter in den Baumwollfeldern des Südens gehört. Der hart arbeitende Mann, der an den Lagerfeuern in den Plantagen sitzt, der singt und Geschichten erzählt, war meine Ausbildung.

24. Wer ist Matilda?

Das ist die Frau, die sich mit dem Geld aus dem Staub machte.

25. Wie sahen die Bananenboote der United Fruit Company aus?

Ganz normale Frachtschiffe.

26. Wie sah der Mann aus, aus dessen Mund Sie zum ersten Mal den »Banana Boat Song« hörten?

Diesen Mann gab es nicht. Der Song erklang über den Feldern, in denen die Männer in den Baumwollplantagen arbeiteten.

27. Im Jahr 1956, in dem der Pop erfunden wurde, kämpften Sie mit Elvis um die am besten verkaufte Platte des Jahres. Und Sie gewannen. Wie fühlte sich das an?

Der Wettbewerb zwischen uns fand eher auf der geschäftlichen Ebene statt. Der Plattenfirma gefiel die Tatsache, dass zwei ihrer größten Stars um den Thron des Pop kämpften, sie haben ein Geschäft daraus gemacht. Privat sind Elvis und ich nie aneinandergeraten. Wir lebten in unterschiedlichen Welten.

28. Der Name der ersten Schallplatte, die Sie kauften?

Eine Nat-King-Cole-Single: Straighten Up and Fly Right .

Harry Belafonte singt! Er singt den Refrain des Nat-King-Cole-Songs aus dem Jahr 1943. Und es ist sofort ein Fingerschnippen in seiner Flüsterstimme. Mr. Belafontes linkes Auge blitzt.

29. Was hat Ihre musikalische Karriere mehr vorangebracht, die Gründung von Belafonte Enterprise Inc. oder der »Banana Boat Song«?

Natürlich der Banana Boat Song. Nichts nimmt es mit diesem Song auf. Er ist meine Visitenkarte. Nachdem sie eine Nacht lang Bananen auf die Schiffe verladen haben, sehen die erschöpften Bauern dem Tag entgegen: »Day-o!« Erschöpfung und Zuversicht. Der Song ist ein Schrei aus den Herzen armer Arbeiter, er wurde eine Hymne der Bürgerrechtsbewegung, und das ist er bis heute: eine Hymne der Lebensfreude.

30. Was bedeutete die Popularisierung der elektrischen Gitarre in den Sechzigern für Ihre Musik?

Sie bedeutete, dass meine Stimme vor Herausforderungen stand, denen sie nicht immer gewachsen war.

31. Noch ein Kapitel später in Ihrer Karriere: Konnten Sie mit der Musik von Jimi Hendrix etwas anfangen?

Ich hatte ein Gefühl für seine Musik, aber ich mochte sie nicht besonders. Ich bin nie ein großer Fan der Rockmusik gewesen.

32. Haben Sie einen Lieblings-Hip-Hop-Song?

Ja. Beat Street von Melle Mel und Grandmaster Flash, der Soundtrack des Breakdance-Films.

Was Mr. Belafonte jetzt nicht erzählt, ist, dass er den Film »Beat Street« aus dem Jahr 1984 produziert hat. Kluger, undurchschaubarer Harry Belafonte: Er sitzt da auf seinem Thron, lächelnd und mit gefalteten Händen. Wir riskieren nun den aberwitzigen Versuch, den Stationen seines Lebens in ein paar Fragen hinterherzureisen.

33. Kingston oder Harlem?

Das ist so, als ob ich mich zwischen meinem linken und rechten Arm entscheiden sollte. Es gibt kein Besser oder Schlechter zwischen diesen beiden Orten. Ich bin in Kingston und in Harlem aufgewachsen, es sind die Pole meiner Kindheit, es sind die Pole meiner Sozialisation, meiner Kultur.

34. Der einsamste Moment Ihrer Kindheit?

Das Jahr 1935, als meine Mutter mich bei meiner Großmutter in Jamaika abgab: Ich war neun Jahre alt. Ich sah das Auto vom Pier abfahren, und ich wusste: Jetzt muss ich für mich selber sorgen.

35. Wie bereitete Ihre Großmutter Jane im Bergdorf Aboukir auf Jamaika ein Hühnchen zu?

Sie hatte etwa zwanzig Huhnrezepte. Sie konnte das Huhn grillen, kochen und braten. Vor ihrer Hütte stand ein aus Steinen gebauter Holzofen. Wundervolle Geschmäcker, Gerüche, Erinnerungen.

36. Die schlimmste Misshandlung durch Ihren Vater?

Er schlug mich mit seinem Gürtel blutig. Da war er volltrunken. All der Schmerz, die Wut, die Ohnmacht, die er in seinem Leben erfahren hatte, brachen in diesen Momenten aus ihm heraus. Er trieb es so weit, dass ich mich im Krankenhaus behandeln lassen musste.

37. Die wichtigsten Worte Ihrer Mutter?

Lass keinen Tag vergehen, an dem du nicht die Gelegenheit ergreifst, für Gerechtigkeit zu kämpfen.

38. Was meinte Ihre Mutter mit dem gut gemeinten Ratschlag »Du solltest nur eine Frau mit guten Haaren heiraten«?

Es war ihr Anspruch. Das Denken meiner Mutter war noch ganz dem britischen Klassensystem verpflichtet. Gute Tischmanieren wurden bei uns zu Hause großgeschrieben. Langes und wildes Haar war Ausdruck einer niederen Klasse, eine gute Frau trug glattes, gekämmtes, gepflegtes Haar. Gepflegtes Haar war eine Demonstration von Klassenbewusstsein, und viele populäre schwarze Künstler, die es in der weißen Gesellschaft zu etwas gebracht hatten, hielten sich daran. Nat King Cole trug glattes Haar. Duke Ellington trug glattes Haar.

39. Frei nach einer Anekdote in Ihrer soeben veröffentlichten Biografie »My Song«: Wenn man eine schöne Frau unbedingt haben will, können Sie empfehlen, ihren rechten Schuh zu stehlen?

Es war keine Absicht, es entstand aus einer spontanen Eingebung: Als ich den Schuh in der Hand hielt, hatte ich keine Ahnung, was ich damit anfangen sollte. Aber richtig, dieser Gag bescherte mir die Beziehung zu meiner ersten Frau Marguerite. Sie wollte den Schuh natürlich wiederhaben, und ich sagte, sie bekäme ihn nur zurück, wenn sie mit mir ausginge.

40. Ihr traumatischstes Erlebnis als US-Soldat im Zweiten Weltkrieg?

Einer der übelsten Aufträge war das Verladen von scharfer Munition auf Kriegs- und Handelsschiffe in der Flottenstation Port Chicago. Dorthin versetzt zu werden kam einer Todesmission gleich: Bei einem Unfall in Port Chicago im Juli 1944 waren 320 Matrosen zu Tode gekommen. Es war eine besonders schwere, stumpfsinnige und gefährliche Arbeit, also Arbeit für die niedrigsten Kräfte der U.S. Army: die Schwarzen. Unsere Vorgesetzten waren weiß und extrem brutal.

41. Ihre Erinnerung an die Hände des schwarzen Schauspielers Rex Ingram im Hollywoodfilm »Sahara«?

Es waren die Hände eines schwarzen Soldaten, der in der Truppe von Humphrey Bogart kämpfte. Diese Hände ergreifen einen Nazioffizier, der sich davonmachen will, es gibt den klassischen Hollywood-Kampf, der Schwarze wirft den Nazioffizier zu Boden und erstickt ihn im Wüstensand. Nie zuvor hatte ich einen Schwarzen in einem Film so etwas Heldenhaftes tun sehen. Den meisten mag diese Szene nicht viel bedeutet haben. Aber für uns schwarze Kids bedeutete sie einen Durchbruch in der populären Kultur.

42. Ihre Erinnerung an einen Samstagabend im Jazzclub Royal Roost?

Das war der Ort schlechthin – ein Epizentrum des Jazz, der Geburtsort des Bebop. Und ich feierte dort meinen ersten Auftritt. Es war ein Pausenauftritt, das Orchester spielte Pennies from Heaven, ich war wie betäubt vor Aufregung, und als ich gerade loslegen und den Mund aufmachen wollte, trat ein Mann mit Saxofon nach vorn und spielte ein Solo. Es war Charlie Parker. Ich war ein namenloser Sänger und hatte Charlie Parker als Begleitmusiker! Es war eine fantastische Freundschaftsgeste. Nach diesem Auftritt war ich mit einem Schlag kein unbekannter Sänger mehr.

Damals verlieh man mir den Künstlernamen »The Gob with the Throb«, der Matrose mit dem Rhythmus im Blut.

43. Gut sechzig Jahre später, wie lauten Ihre Grüße an den schwarzen Radio-DJ Mr. Symphony Sid?

Danke, Sid. I love you . Er saß hinter einer gläsernen Kanzel und moderierte die abendliche Live-Übertragung aus dem Royal Roost.

44. Kann man sagen, dass der deutsche Regisseur Erwin Piscator, bei dem Sie mit Walther Matthau, Tony Curtis, Rod Steiger und Marlon Brando Schauspielerei studierten, Sie davor bewahrte, ein Sänger billiger Liebesschnulzen zu werden?

Das kann man so sagen. Sein Workshop eröffnete uns neue Welten. In Piscators Kollektiv gab es keine Stars, wir waren alle gleichberechtigt. Er spielte mit uns moderne Autoren wie Sartre, Steinbeck und Robert Penn Warren. Er gab uns ein Gefühl für die gesellschaftskritische Dimension von Theater.

45. Als junger Künstler, wie haben Sie es geschafft, nicht drogensüchtig zu werden?

Ich hatte immer ein starkes Bewusstsein für die zerstörerische Kraft von Drogen. Ich habe eine Menge Kollegen – großartige Kollegen, Männer und Frauen – in meinem unmittelbaren Umfeld an Drogen zugrunde gehen sehen. Eine der schmerzhaftesten Erfahrungen meines Lebens war, Zeuge vom Tod Billie Holidays zu werden. Ich war an diesem Abend in ihrer Garderobe, ich hatte ihr beim Anziehen geholfen. Ich war bei Stan Getz, als er eine Überdosis Kokain nahm. Ich sah Charlie Parker und Lester Young in die Knie gehen. Große Künstler, die den Kampf gegen Drogen verloren haben.

Bis hierher war es ein Abtasten. Wir müssen nun in sein eigentliches Werk hinein: Das sind, wie man bei der Lektüre von »My Song« begreift, nicht seine Songs, nicht seine Filme, sondern sein lebenslanger Kampf für die Rechte der Schwarzen. Geschichtsstunde mit dem Bürgerrechtler Belafonte.

46. Wie schauen Sie heute zurück auf das 20. Jahrhundert?

Es war ein Jahrhundert fataler Kriege und gigantischer sozialer Umwälzungen, ein Jahrhundert des technischen Fortschritts und der Barbarei, ein Jahrhundert großer Hoffnung und noch größerer Rückschläge. Die Welt hatte sich gleich mehrmals fast selber ausgelöscht. Wir sind diesem noch jungen Jahrhundert schuldig, dass es besser wird.

47. Wenn Sie einem jungen Menschen erklären müssten, was die Rassentrennung in den 1950er Jahren in den USA im Alltag für Auswirkungen hatten, was würden Sie sagen?

Es war ein Zustand ständiger sozialer Erstickung. Es drückte dir die Luft zum Atmen ab. Es drang in deine Träume ein. Es bohrte sich in dein Herz. Es zerstörte deine Seele. Diese zerstörerischen Kräfte bildeten nicht nur einen Alltag von ständiger sozialer Grausamkeit, sie wurden durch Gesetze festgeschrieben, gefördert und legalisiert – Gesetze, die so stark waren, dass sie unabänderlich und unumkehrbar, wie gottgegeben schienen. Stellen Sie sich vor, dass Ihnen das Recht verwehrt ist, sich frei zu bewegen und Ihre Meinung zu äußern. Wenn Sie es doch tun, dann kommen Sie ins Gefängnis. Alles, was wir immer wussten, war, dass wir den Kampf gegen diese bösen Kräfte führen mussten.

48. Welche Demonstration der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung war wohl die entscheidende?

Der Marsch auf Washington und die Versammlung vor dem Lincoln Memorial am 28. August 1963 waren sicherlich ein Meilenstein: Das ist das große historische Datum. Es gab kleinere Aufmärsche, die genauso wichtig waren. Eine der mutigsten und riskantesten Demonstrationen, an denen ich je teilnahm, war der Bus-Boycott in Montgomery, Alabama, der in den Jahren 1955 und 56 stattfand. Damals entschieden Frauen um die Symbolfigur Rosa Parks, sich nicht länger den Gesetzen der Rassendiskriminierung zu beugen. Die Praxis der Segregation sah damals vor, dass Schwarze beim Busfahrer bezahlten und wieder ausstiegen, um im hinteren Teil des Busses zu den für Schwarze reservierten Sitzplätzen zu gelangen – nicht selten fuhr der Bus dann ohne sie ab. Die Frauen hingen von diesem Bus ab, der sie zur Arbeit fuhr – wenn sie zu spät kamen, verloren sie ihre Arbeit. Die simple Tatsache, dass eine

Frau sich geweigert hatte, ihren Sitzplatz einem Weißen frei zu machen, hatte einen Protest ausgelöst, der über ein Jahr lang anhielt.

49. Wie haben Sie es geschafft, ausgerechnet Charlton Heston als einen der prominenten Anführer beim Marsch auf Washington zu verpflichten?

Ich habe ihn besucht. Und mit ihm gesprochen. Er war ein verständiger Mann. Charlton Heston gehörte zum konservativen Lager in Hollywood. Ich ging davon aus, dass er ein Interesse daran haben musste, diesen Ruf zu korrigieren.

50. Gibt es den einen großen Song, der die ganze Kraft der Bürgerrechtsbewegung transportiert?

Natürlich. We Shall Overcome .

51. Wo haben Sie das »Nur für Farbige«-Schild zum ersten Mal gesehen?

Während des Krieges. Auf einem Bahngleis im Süden.

52. Jemals konkret Angst davor gehabt, vom Ku-Klux-Klan erschossen zu werden?

Im Sommer 1964, als ich mit meinem Freund Sidney Poitier an den Protesten der Bürgerrechtsbewegung in Mississippi teilnahm. Und unzählige Male zuvor: Jede Konzertreise in den fünfziger Jahren in den Süden fand praktisch unter Lebensgefahr statt. Sidney und ich waren wie Brüder damals, und wir waren die zwei bekanntesten schwarzen Entertainer der Welt. Es war ein enormes Risiko: Diesen reichen Negersänger aus New York umlegen, der sich einbildet, zu wissen, was für uns im Süden gut ist? Zehn Punkte! Es brauchte kein weiteres Motiv.

53. Die Idee, dass ein Protest gewaltfrei und friedlich stattfinden könnte, wer hat Ihnen die nahegebracht?

Die Person, die mich auf den Pfad des gewaltfreien Widerstands brachte und mich in dieser Idee bestärkte, war natürlich Dr. King.

54. Wenn Martin Luther King Sie nach einem langen Tag in Ihrer Wohnung in der Upper West Side in Manhattan besuchte, worüber haben Sie dann geredet?

Es ging um die komischen Seiten der Politik. Wir sprachen über unsere Kinder, über unsere Frauen, und natürlich ging es immer wieder um bekannte Persönlichkeiten, von denen wir hofften, dass wir sie für unsere Sache gewinnen könnten.

55. War Martin Luther King auch ein lustiger Mann?

O ja. Sehr lebensfroh. Schauen Sie sich das Foto von Martin und mir an, das am Eingang in meiner Wohnung hängt: Nie haben Sie Martin so lachen sehen. Es zeigt zwei über das ganze Gesicht strahlende Männer.

56. Wahre Geschichte, dass Sie dem Prediger Martin Luther King die Freuden des Alkohols beigebracht haben?

Ich habe Martin einige leichte Seiten des Lebens nähergebracht. Bei mir konnte er entspannen. In meinem Schrank stand immer eine Flasche Harveys Bristol Cream, ein süßer Sherry. Die war für ihn reserviert. Und daran nippte er dann immer ein bisschen. Eigentlich war er ja ein strikter Antialkoholiker. Martin machte eine Show daraus, zu kontrollieren, ob jemand nach seinem Besuch aus der Flasche getrunken hatte. Zu diesem Zweck markierte er den Stand auf der Flasche.

57. Jemals nah daran gewesen, Kommunist zu werden?

Welcher intelligente Mensch wäre das nicht?

58. Hatten Sie Sympathien für die Ziele von Malcolm X?

Große Sympathien, ja. Auch Respekt. Ich mochte ihn sehr. Aber in unseren philosophischen Ansichten standen wir denkbar weit auseinander. Ich konnte keine Politik unterstützen, die die Lösung unserer Probleme darin sah, den weißen Mann umzubringen.

59. Können Sie hier noch einmal die wundervolle Szene erzählen, wie Sie im Jahr 1952 in einen für Weiße reservierten Swimmingpool in einem Hotel in Las Vegas hineingesprungen sind?

Ich bin, lange schon bevor mein Erfolg mir gewisse Freiheiten bescherte, immer ein stolzer Mann gewesen – ich hatte Freude an kleinen Provokationen und

Vergeltungsschlägen gegen den Stumpsinn des weißen Establishments. Wenn ich das Gesetz als ungerecht erkannt hatte, und das geschah täglich, dann wollte ich dieses Gesetz übertreten: Notfalls würde ich ins Gefängnis gehen. Die Idee war: Wenn du für deine Überzeugungen ins Gefängnis gehst, dann demonstrierst du gegen die Ungerechtigkeit, dann ist das Teil deines politischen Kampfes. Man hatte uns im schwarzen Teil der Stadt in einer miesen Kaschemme untergebracht, die Show sollte im Thunderbird auf dem Strip stattfinden. Der Pool kam mir wie eine perfekte Bühne für eine politische Demonstration vor. Die weißen Gäste staunten nicht schlecht, als sie sahen, dass sich das Wasser, in dem dieser schwarze Sänger schwamm, nicht dunkel färbte. Nach meinem Kopfsprung war der Pool für Weiße und für Schwarze geöffnet.

60. Die Heirat mit einem weißen, jüdischen Mädchen, war das für Sie auch ein politischer Protest?

Der Grund für die Beziehung zu meiner zweiten Frau Julie war Liebe. Die Reaktionen, die diese Heirat in der Öffentlichkeit auslöste, waren allerdings hochpolitisch.

61. War Hollywood in den fünfziger Jahren rassistischer als das Musikgeschäft?

Ja. Ganz einfach deshalb, weil das Kino noch mehr Geld umsetzt und noch tiefer in das Bewusstsein der Menschen eindringt. Hollywood war die stärkste und einflussreichste Kunstindustrie der Welt, das ist sie bis heute: Sie kann das Bewusstsein der Menschen innerhalb weniger Sekunden mit ein paar wenigen Bildern auf den Kopf stellen. Ganz gleich, ob Komödie, Thriller oder Drama, jede Geschichte, die damals in Hollywood erzählt wurde, zeichnete den schwarzen Mann als unterlegene, als minderwertige Figur. Mit jedem neuen Film bestärkte Hollywood das amerikanische Publikum in seinem Glauben und seinem Selbstverständnis, dass der schwarze Mann als menschliches Wesen nicht vollkommen und nicht ernst zu nehmen war.

62. Richtig, dass Mr. Bojangles, der für das weiße Publikum tanzende Schwarze aus dem Song von Sammy Davis Jr., zeitlebens ein größerer Gegner

war als der Kommunistenjäger McCarthy oder der berüchtigte FBI-Chef J. Edgar Hoover?

Nein. Ich war es doch, der Sammy Davis Jr. vorgeschlagen hatte, diesen Song zu interpretieren! Mr. Bojangles war kein Ausdruck des Teufels und der Rassendiskriminierung, im Gegenteil: Er stand für die Freude des Tanzens, die universelle Freude, die Menschen durch Musik zuteilwerden kann. Was die Gesellschaft tat, ist, diese Figur zu einem Sklaven, einem Clown und Opfer der Gesellschaft zu stilisieren. Als der Steptänzer Bill Robinson in den Varietés der dreißiger Jahren und später in Filmen mit der jungen Shirley Temple die Figur des Bojangles darstellte, wurde er zur Personifizierung dieses Klischees. Uns, der später geborenen Generation schwarzer Künstler, war es eine moralische Verpflichtung, die Sache des schwarzen Mannes auch politisch zu vertreten.

Das sind alles profunde, unterhaltsame Antworten. Aber komisch, wir brauchen jetzt mehr Zunder. Mal hören, was Belafonte zu den folgenden, echt prekären Fragen sagt.

63. Lassen Sie uns Klischees über Schwarze miteinander durchgehen, die bis heute in den Köpfen vieler Menschen sind, und Sie nennen mir Ihre spontane Einschätzung. Sind Schwarze die besseren Tänzer?

Ja. Vielleicht nicht im klassischen Ballett.

64. Sind Schwarze bessere Musiker?

Nein. Wenn Sie bei Musik an Bach, Mozart und Beethoven denken, wie könnten Schwarze da besser sein?

65. Können Schwarze besser Reden halten als Weiße?

Das ist Blödsinn.

66. Haben Schwarze besseren Sex als Weiße?

Oh! Pause. Hier zögert er. Das Wort »Sex« ist keins, das man in Gegenwart des Gentlemans Belafonte ohne Folgen ausspricht. Anspannung. Mr. Belafontes Augen werden schmal. Es ist das Gesicht eines analytisch denkenden, psychologisch

versierten, in der Konversation mit allen Wassern gewaschenen Mannes. Die großen Hände ruhen unverändert auf dem Tisch. Hat er so John F. Kennedy angeguckt, als der Präsident ihn 1960 darum bat, ihm bei der Rekrutierung schwarzer Wählerstimmen im Süden zu helfen? Mildes, spöttisches Lächeln des Rhetorikkönigs Harry Belafonte.

Da ich niemals Sex in Gestalt eines weißen Mannes hatte, kann ich diese Frage schwerlich beurteilen. Aber, lassen Sie mich bei Ihrer Frage, die Sie in einer frivolen und saloppen Art und Weise formulieren, doch noch einen Moment lang bleiben und sie ernst nehmen. Wenn Sie fragen, ob es beim schwarzen Mann ein Gefühl der sexuellen Überlegenheit und, wichtiger, beim weißen Mann ein Gefühl der sexuellen Unterlegenheit gibt, dann antworte ich: Dieser Punkt ist der alles entscheidende für die Analyse der fortdauernden Präsenz von Rassismus auf der ganzen Welt. Nicht nur in der Hinsicht, in der Sigmund Freud Sexualität als Triebfeder aller menschlichen Energien und Ängste gedeutet hat; sondern im konkreten sozialen Sinn. Die große Angst des weißen Mannes liegt in seiner sexuellen Unterlegenheit gegenüber dem schwarzen Mann. Diese Angst scheint unausrottbar. Sie besteht in der Annahme, dass der schwarze Mann die weiße Frau verführen oder vergewaltigen möchte, und sie liefert, in der Folge, die Begründung und Triebfeder dafür, dass der schwarze Mann kastriert und gelyncht werden darf und muss. Wie war es früher? Du durftest eine weiße Frau nicht einmal angucken, ohne gelyncht zu werden.

Erneutes Wegrücken von Mr. Belafonte – um ihm so erneut näherzukommen: Wir stellen dem König Harry Belafonte nun die acht größten, die schwersten Fragen der Welt. Fragen, so groß wie Wolkenkratzer. Er kann das. Er kriegt auch diese Fragen klein.

67. Ist es wahr, dass Kinder in den USA an Hunger leiden?

Ja, es ist wahr: Im Süden der USA sterben Kinder an Unterernährung. An Hunger sterben bedeutet nicht automatisch, dass der Körper an einem Mangel an Lebensmitteln eingeht. Mangelernährung bedeutet falsche, unbeständige Ernährung, und bei dieser notdürftigen Ernährung wird der Körper geschwächt und damit anfällig für Infektionen und Krankheiten.

68. Wie sollen wir die Armut in der Welt besiegen?

Der zentrale Begriff lautet Gerechtigkeit. Der Kampf gegen die Armut ist der Kampf für mehr Gerechtigkeit: Die Armut auf der Welt schwindet in dem Maße, in dem die Gerechtigkeit in die Welt einzieht. Schauen Sie nach Europa, nach Südamerika. Und schauen Sie, als negatives Beispiel, in viele afrikanische Staaten. Totalitäre Systeme verhindern, dass Menschen zu ihrem Recht auf ein selbstbestimmtes Leben kommen. Meine Botschaft lautet: Gerechtigkeit ist größer als das Gesetz. Das Gesetz regelt lediglich, wie viel Gerechtigkeit sich ein Land zumutet. Die meisten Religionen basieren auf Vorstellungen von Gerechtigkeit, von denen die Gesetze sich ableiten. Gerechtigkeit ist wirklich eine universale moralische Kraft.

69. Haben Sie Sympathien für die Occupy-Wall-Street-Bewegung?

Große Sympathien. Ich bin fast zwangsläufig auf der Seite der Leute, die auf die Straße gehen und ein Unbehagen formulieren. Sei dieses Unbehagen auch noch so konfus.

70. Wie sollen wir den Kapitalismus reformieren?

Bei jeder Debatte über dieses große Thema lautet meine Frage an die Wirtschaftsfachleute: Wie wollt ihr euer System von Angebot und Nachfrage aufrechterhalten, wenn ihr euch nicht um die Leute kümmert, die am Ende die Produkte kaufen sollen? Wir brauchen ein System, das die niedrigen Einkommen an den Gewinnen der globalen Finanzspekulation beteiligt. Ein System ist immer nur so stark wie die Armen, die daran teilnehmen. Wenn Sie mich deshalb einen Sozialisten nennen wollen, bitte. In Wahrheit bin ich nur ein denkender und mitfühlender Mensch.

71. Soll Amerika den Iran angreifen?

Ich bin vollkommen unbeirrbar und entschieden gegen Gewalt und gegen Krieg. Die konstante Rückkehr zu den Mitteln des Krieges wird nur das hervorbringen, was die Philosophen, an die ich glaube, immer wieder beschrieben haben: neue Gewalt, neue Kriege. Das Prinzip »Auge um Auge, Zahn um Zahn« hinterlässt dich blind und zahnlos. Krieg ist keine Lösung.

72. Was sollte Barack Obama als Nächstes tun?

Er sollte Gesetze erlassen, die das System der Armut in den USA dauerhaft durchbrechen: Erziehung in Amerika sollte umsonst sein. Arzneimittel in Amerika sollten für alle umsonst sein. Und: Er sollte jetzt loslegen. Diese zwei simplen Maßnahmen würden die ökonomische Landschaft in Amerika für immer verändern.

73. Nach sechzig Jahren als politischer Aktivist glauben Sie noch an die Kraft der Straße?

Ich glaube an keine andere Macht. Alle Macht der Welt liegt auf der Straße.

74. Wenn Sie im Jahr 2012 einen radikalen Gedanken formulieren müssten, wie würde der lauten?

Dieser Gedanke müsste sich natürlich mit dem Zustand des Kapitalismus befassen. Der Kapitalismus ist mittlerweile die dominierende Kraft in den zwei am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften, in China und Indien. Das Rezept unserer Märkte aber lautet: Wir brauchen billige Märkte, die wir ausbeuten können. Das bedeutet: Unser System ist darauf angelegt, dass es Reich und Arm gibt. Hier müssen wir umdenken: Wir müssen nicht arme, sondern produktive Märkte aufbauen.

75. Seit We Are the World und Live Aid sind 27 Jahre vergangen, wie beurteilen Sie den Erfolg dieser beiden Kampagnen?

Als das, was sie waren: überwältigende Erfolge. Diese Kampagnen haben den Zweck, für den sie angetreten sind, erfüllt: akute Not lindern; dauerhafte Strukturen gegen den Hunger auf der Welt aufbauen; ein Bewusstsein für die Probleme der Dritten Welt schärfen. Wir sollten in Zukunft wieder mehr dieser Kampagnen haben.

Irre, aber nun ist der Fragensteller gerührt. Erschöpfung: Es ist eine gute Erschöpfung. Mr. Belafontes klare Worte, die mächtigen Geschichten, die zarte, flüsternde Stimme, sein kluges und gütiges Gesicht haben ihre Wirkung getan. Es ist auch anstrengend, ein ganzes Jahrhundert aus seinem Leben erzählen zu hören. Nun wird es Zeit für die sogenannten Gefühle. Auf den Punkt: Der Interviewer möchte den König noch einmal singen, er möchte diese raue, flüsternde Stimme noch einmal abheben hören.

76. Sind Sie der König der Welt?

Das bin ich nicht. Und der will ich auch gar nicht sein.

77. Wie verteidigen Sie sich gegen das vielleicht hinterhältige Gerücht, dass Sie ein Heiliger sind?

Schönheit liegt in den Augen des Betrachters. Ich bin kein Heiliger.

78. Haben Sie immer noch Groupies?

Was glauben Sie?

79. Sehen Sie einen Nachfolger für Harry Belafonte?

Tausende.

80. Mit 85 Jahren: Sind Sie einverstanden, dass Sie der am besten aussehende Harry Belafonte sind, den es jemals gab?

Ich habe früh erfahren, dass Charisma und Aussehen – vor allem in der Unterhaltungsindustrie – eine große Rolle spielen. Unsere westliche Kultur betet Schönheit an. Mein gutes Aussehen abzustreiten wäre Zeitverschwendung und Ausdruck von Unernsthaftigkeit. Gott, ja. Ich war ein gut aussehender Mann.

81. Wie geht es Ihren Stimmbändern?

Sie haben ihren Geist aufgegeben.

82. Wie geht es Ihrem rechten Auge?

Es ist blind.

83. Wie geht es Ihrer Schwäche für Blackjack und das Glücksspiel?

Alles im Griff.

84. Wie geht es Ihrem Armutstrauma?

Sehr gut. Es ist ein Grund, warum ich hier sitze und arbeite: Ich kümmere mich um ungelernte Hilfskräfte, die Arbeiter, die die unterste Arbeit annehmen müssen, um zu überleben. Wir veranstalten Lesungen, Vorträge, Symposien. Wir sehen zu, dass wir die jungen Leute von der Straße kriegen. Wir unterrichten Gewaltfreiheit, sozialen Zusammenhalt, soziales Engagement. Aus unseren Vorträgen haben sich viele Mitglieder der Occupy-Wall-Street-Bewegung rekrutiert.

85. In fünfzig Jahren Psychotherapie mit Dr. Peter Neubauer, welches war der wertvollste Gedanke, den Sie aus seinen Sitzungen mitnehmen konnten?

Der Mensch ist zu allem imstande. Zu allem Guten, allem Schlechten.

86. Wann sind Sie zuletzt in einer Fernsehtalkshow eingeschlafen?

Gerade gestern Abend. Sie fragen, wann ich zuletzt als Gast einer Fernsehtalkshow eingeschlafen bin? Schon viele Male. Es ist ein alter Trick von mir, mich schlafend zu stellen, wenn die Fragen mich langweilen.

87. War es ein fröhliches oder ein ernstes Leben?

Ein sehr, sehr ernstes Leben.

88. Wie sieht der liebe Gott aus?

Du wirst ihn treffen, wenn du auf die Straße gehst und dich ein wenig umschaust. Sprich mit den Menschen. Augen auf!

89. Vater, Sohn oder Heiliger Geist, wen mögen Sie am liebsten?

Keinen der drei. Denn sie entstammen der Religion. Ich widersetze mich der Religion. Ich möchte mich nicht der Debatte verschließen, ob es einen Gott gibt oder nicht, schon gar nicht dem wissenschaftlichen Ansatz: Es muss eine Antwort geben. Ich glaube an die Existenz einer moralischen Kraft. Diese Kraft hilft uns zu begreifen, was gut und was des Teufels ist. Ich persönlich bin zu dem Schluss gekommen, dass es keinen Anfang gibt. Alles war immer. Und alles wird immer sein.

90. Kann ein Mensch allein die ganze Welt retten?

Ein Mensch kann dazu beitragen. Aber er kann es nicht ganz allein tun. Jesus Christus, Gandhi und Dr. King, sie alle haben sich durchgesetzt, weil sie die Gemeinschaft der fühlenden und denkenden Menschen auf ihre Seite gebracht haben.

91. Was singen Sie, wenn Sie in Ihrem Badezimmer singen?

Wenn ich singe, dann in das Ohr meiner Frau.

92. Sind Sie ein Tänzer?

Wenn ich bei meiner Frau bin, sie sitzt am Computer oder liest, und das Radio spielt ein altes Lied, dann sage ich: Komm, Baby. Schenke mir diesen Tanz. Und wir stehen auf und tanzen, und ich singe zu der Musik aus dem Radio.

Lächelnder, über das ganze Gesicht strahlender Mr. Belafonte. Kompletter gerührter, von der Wucht dieser Worte praktisch ausgeschalteter Interviewer. O Gott.

93. Kann es eine wichtigere Sache im Leben eines Gentlemans geben als blitzblank geputzte Schuhe?

Geputzte Schuhe sind ein Anfang.

94. Was machen Ihre Pläne, sich als Alterssitz eine eigene Insel zuzulegen?

Erledigt. Eine Schnapsidee.

95. Wie geht es Ihrem alten Freund Udo Lindenberg?

Zuletzt hat er mich eingeladen, das Filmfestival in Berlin mit ihm zu besuchen. Ich liebe Udo. Er ist verrückt.

96. Irgendwelche Informationen über den akuten Gesundheitszustand Ihres alten Freundes Fidel Castro?

Natürlich. Ich habe ihn gerade erst wieder besucht: im Oktober. In seinem Haus auf Kuba. Ich besuche ihn regelmäßig dort. Es geht ihm ordentlich. Er ist ja nur ein Jahr älter als ich. Die üblichen lebhaften Debatten über den Zustand der Welt. Und jedes Mal, wenn ich ihn treffe, hat er zahlreiche Gäste. Die Führer dieser Welt. Gabriel García Márquez. Auch hohe Gäste aus Deutschland.

97. Was ist die Geschichte des Stuhls, auf dem Sie sitzen?

Ein Geschenk aus einem Dorf in Afrika.

98. Eine heftige Frage: Wenn Sie sich einen Song aussuchen könnten, den Menschen auf Ihrer Beerdigung singen sollen, welcher Song wäre das?

Try to remember. Der Song aus dem alten Broadway-Musical The Fantasticks .

Mr. Belafonte singt. Das 20. Jahrhundert, das ganze Leben dieses unsterblichen Künstlers hebt ab und fliegt. Er singt diesen alten Song, den er gleich mehrmals

aufgenommen hat, mit kleiner, brüchiger Stimme, einem toten rechten und einem blitzenden linken Auge: »Try to remember the kind of September / When life was slow and oh, so mellow / Try to remember the kind of September / When grass was green and grain so yellow...« Ist das lächerlich, wenn der Interviewer berichtet, dass ihm im Angesicht des »Try to remember« singenden Harry Belafonte die Tränen in die Augen stiegen? Vielleicht ein bisschen. Mr. Belafonte betrachtet die Wirkung seines Songs. Sein berühmtes Lächeln. Und dann zwinkert sein rechtes Auge.

Einer meiner erfolgreichsten Songs in Deutschland. Einer meiner erfolgreichsten Songs auf der ganzen Welt.

99. Ausgeschlossen, dass Sie bei der Eröffnung des Freedom Tower in Manhattan vor einer Milliarde Fernsehzuschauer Ihr berühmtes »Day-o« anstimmen werden?

Das ist ausgeschlossen. Leider. Aber wenn man mich bittet, ein Grußwort zu sprechen, ich werde da sein. Ich werde es selbstverständlich tun.